

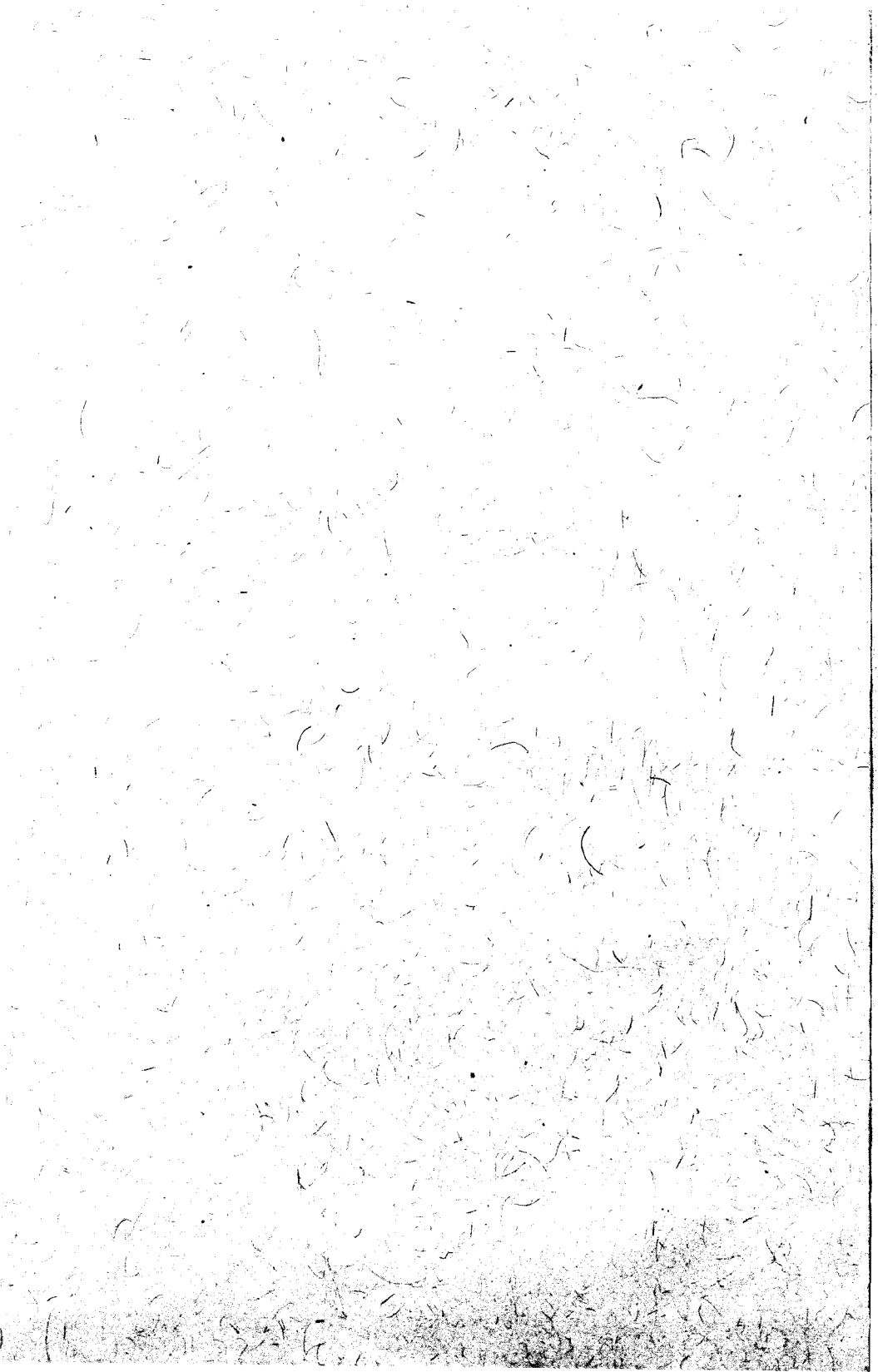
0, 406

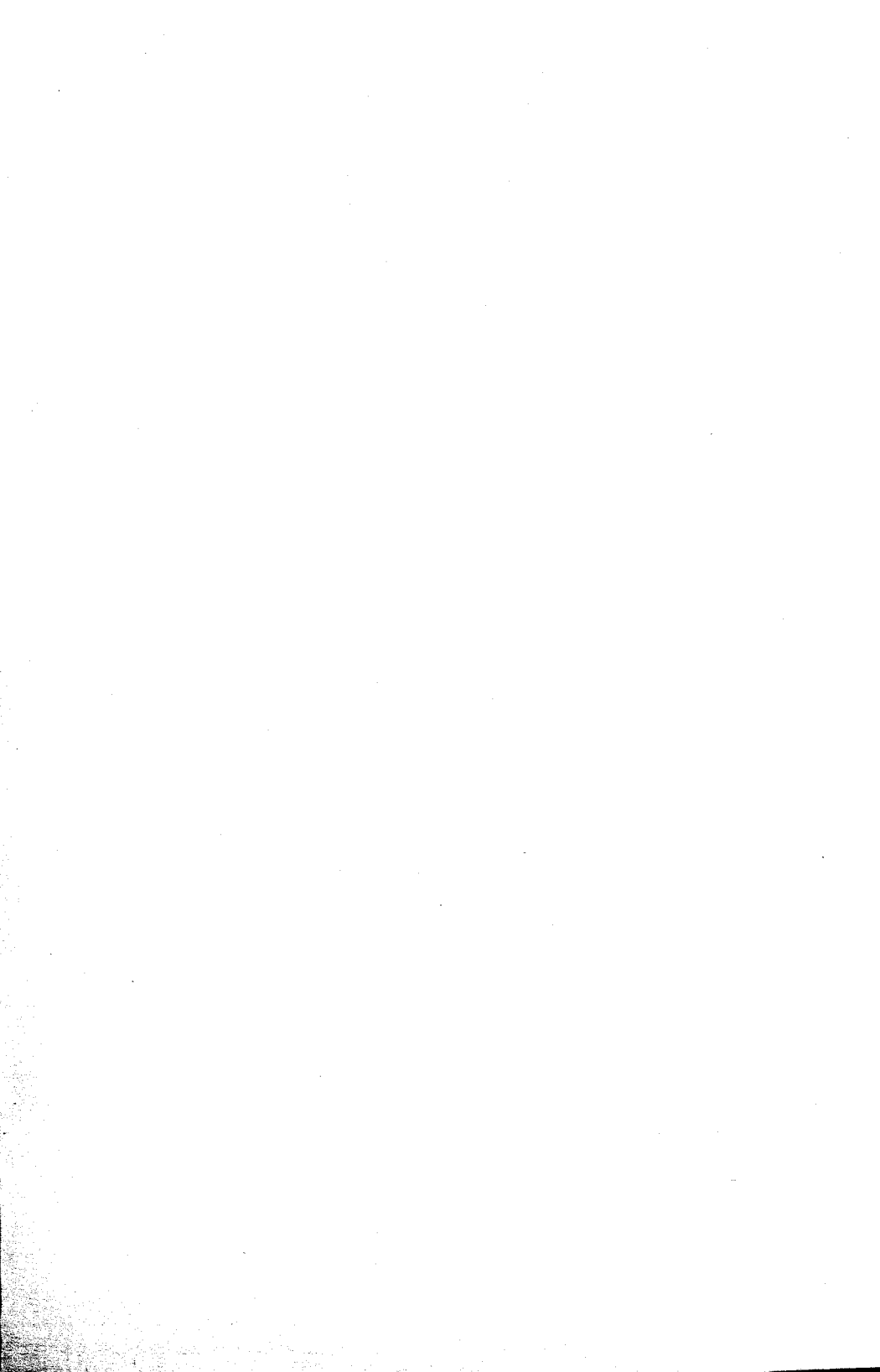
UB Braunschweig

84



2011-435-8





# QUELLEN UND FORSCHUNGEN zur Braunschweigischen Geschichte.

Herausgegeben  
VON DEM GESCHICHTSVEREINE FÜR DAS  
HERZOGTUM BRAUNSCHWEIG.

## BAND III.

KRIEGSERINNERUNGEN DES OBERSTEN FRANZ MORGENSTERN  
AUS WESTFÄLISCHER ZEIT.

Herausgegeben von HEINRICH MEIER, Oberst a. D.



WOLFENBUETTEL, 1912.

In Kommission bei JULIUS ZWISSLER.

Gedruckt in der Offizin von ROBERT ANGERMANN in Wolfenbüttel.

2011-435 8

KRIEGSERINNERUNGEN  
DES  
OBERSTEN FRANZ MORGENSTERN X  
AUS WESTFÄLISCHER ZEIT.

Herausgegeben

von

HEINRICH MEIER

Oberst a. D.



cy

MIT EINEM BILDE UND EINEM PLANE.

WOLFENBUETTEL, 1912.

In Kommission bei JULIUS ZWISSLER.

Gedruckt in der Offizin von ROBERT ANGERMANN in Wolfenbüttel.

KRIEGSERINNERUNGEN  
DES  
OBERSTEN FRANZ MORGENTHAU  
AUS WESTFÄLISCHER ZEIT

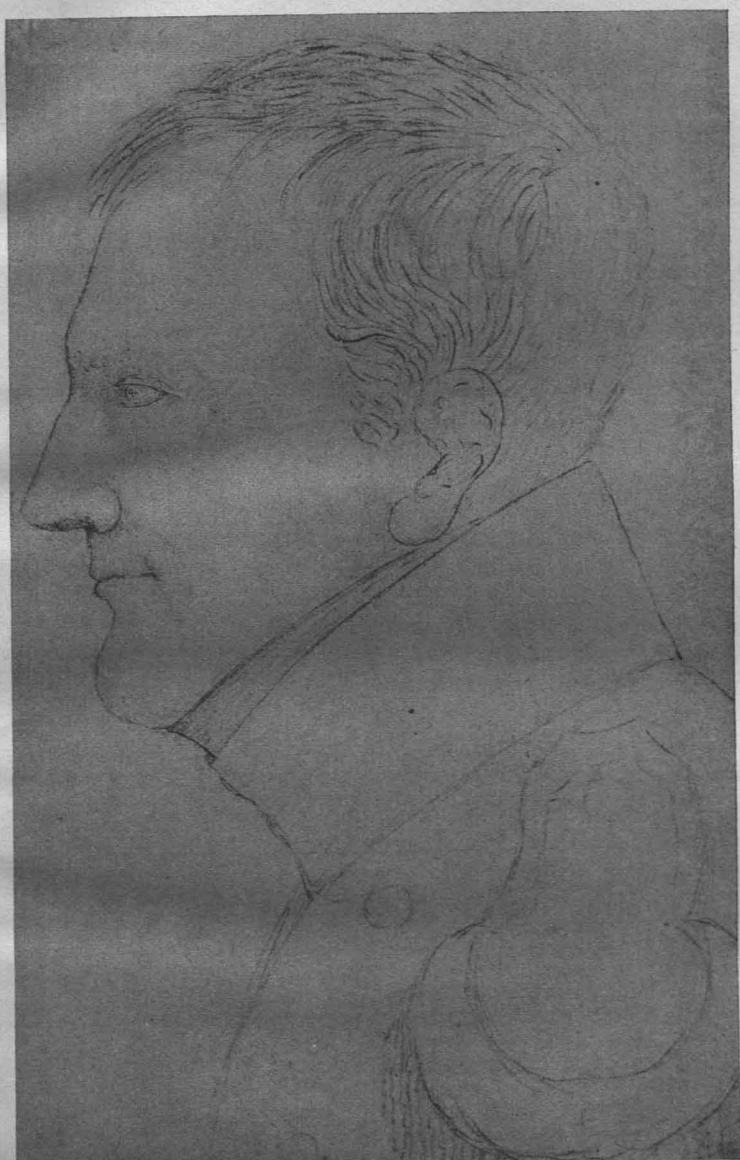
Herausgegeben  
von  
HEINRICH MEIER  
Osnabrück

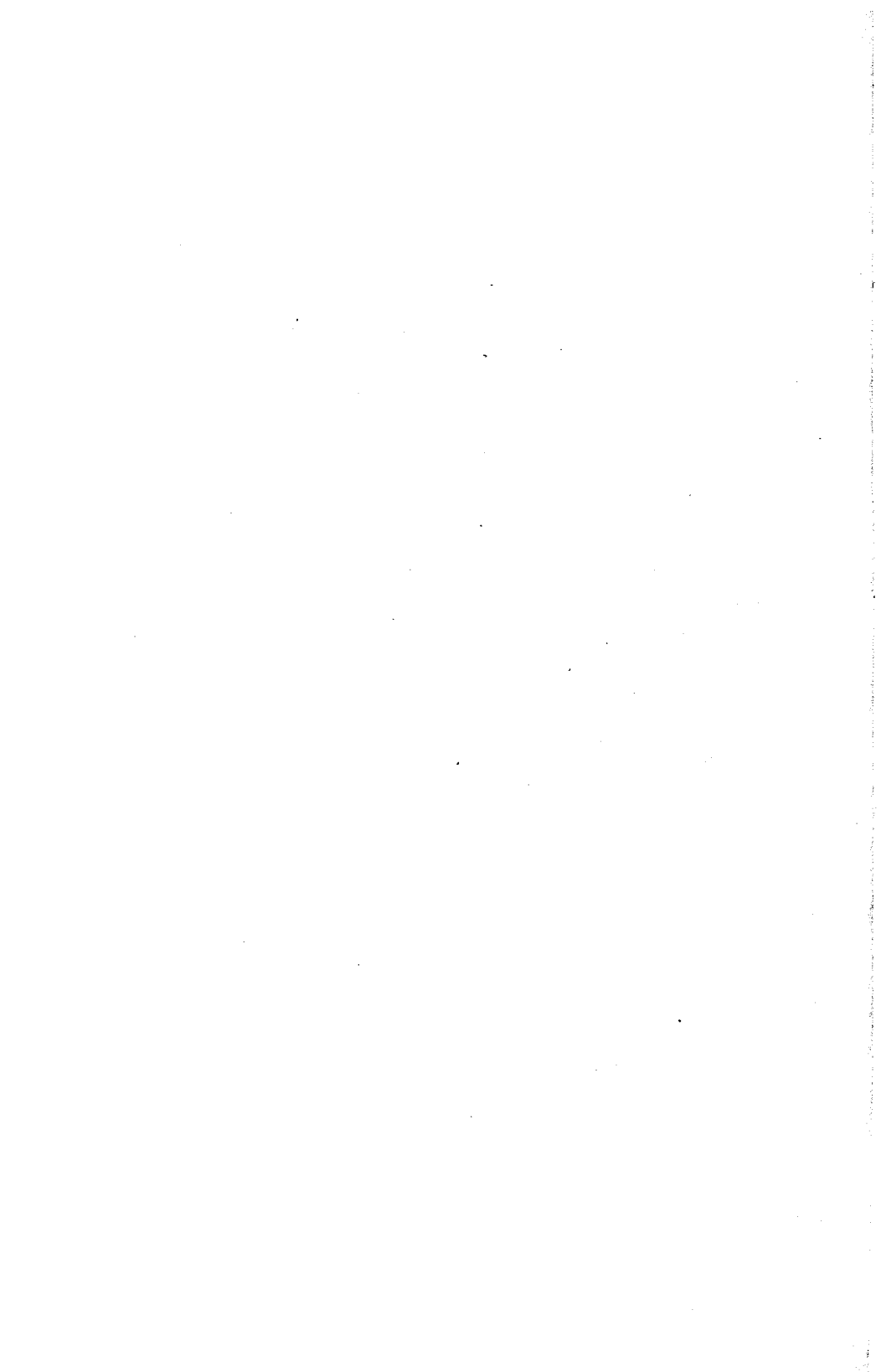


Mit einem Bildnis  
095406

WOLFFENBÜTTEL, 1913.  
In Kommission bei JULIUS ZWISLER  
Verlag des Osnabrücker Anzeigers in Wolfenbüttel.







## VORWORT DES HERAUSGEBERS.

Franz Morgenstern ist am 11. Dezember 1787 zu Uslar geboren, wohin sein aus Braunschweigischem Dienste als Major verabschiedeter Vater sich zurückgezogen hatte. Seine bald darauf verwitwete Mutter kehrte 1797 nach Braunschweig zurück, und Franz bezog mit seinem älteren Bruder Fritz das Katharineum. 1802 erreichte er die Prima dieses alten Gymnasiums, dessen Direktor Konrad Heusinger ihn für wohlgeeignet zu akademischen Studien erklärte und von der militärischen Laufbahn mit den Worten abriet: «Morgenstern geht nicht unter das Volk». Aber die Angehörigen dachten anders. Alle Brüder des Vaters und der einzige Bruder der Mutter, Hauptmann Schönhut, hatten der Fahne geschworen, und sein einziger Bruder war schon seit 3 Jahren Fähnrich. Und der Kriegsherr, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, war der Familie sehr gewogen, denn schon lange hatten die aus Schweden vertriebenen, wegen Mangels an Subsistenzmitteln auf ihren schwedischen Adel verzichtenden Morgenstern dem Herzogtume redlich gedient. Im Februar 1803 stellte der General v. Griesheim Seiner Durchlaucht den 15jährigen Knaben vor. Mit dem scharfen durchdringenden Blicke seiner grossen blauen Augen durchforschte der hohe Herr sein Innerstes. Lächelnd erfasste der leutselige Fürst die ganz kurz abgeschnittenen Haare des Knabenkopfes und fragte: «Wie soll aber hier wohl ein Zopf Platz finden?» Dann aber begann er, ernster werdend, ein Examen in der Mathematik. Das fiel zur Zufriedenheit aus, und Morgenstern wurde am 8. März 1803 als Junker bei dem Regimente des Prinzen Friedrich zu Braunschweig eingestellt.

In dem neuen, ihn fremdartig anstarrenden Stande vernachlässigte er die Studien keineswegs. Unter Anleitung seines Oheims trieb er Mathematik, Fortifikation, militärisches Zeichnen, sogar das Latein blieb nicht ganz liegen, weil lateinische Autoren damals bei mathematischen Studien noch eine grosse Rolle spielten. Wie in dieser Zopfperiode, wo der Gamaschendienst dominierte, alles versteinerte, empfand er mit Deutlichkeit freilich erst später. Am 3. Februar 1804 wurde er Fähnrich. 1806 erregte die Kriegserklärung Preussens an Frankreich freudige Hoffnungen. Die Braunschweiger hatten wie die Preussen die feste Überzeugung, Sieg und Ruhm könnten nicht ausbleiben. Aber der Herzog, obgleich die Hauptperson in diesem Kriege, erklärte sein Land für neutral. Natürlich ohne Wirkung. Am 26. Oktober okkupierten die Franzosen das Herzogtum. 37 braunschweigische Offiziere,

darunter die beiden Morgenstern, harrten während des ganzen Jahres 1807 als französische Kriegsgefangene in Metz ihrem weiteren Schicksale entgegen. Nach Errichtung des Königreichs Westfalen wandten sie sich an den legitimen Erben des Herzogtums, Herzog Friedrich Wilhelm, mit der Bitte um Verhaltensbefehle. Sie erhielten von ihm den Bescheid, dass er nicht ferner in der Lage sei, etwas für sie zu tun. Sich dem Militärdienste des neuen Königreichs zu entziehen, war nach Einführung der Konskription ganz unmöglich. So erbat denn auch Morgenstern seine Anstellung als Sous-Lieutenant und erhielt sie am 3. Juli 1808 beim 2. Linien-Infanterie-Regimente, das in Braunschweig errichtet war, aber Ende des Jahres nach Kassel kam. Dieses Regiment ist eins von den vielen deutschen Regimentern gewesen, welche dem Kaiser Napoleon seine Schlachten geschlagen haben mit so grossem Heldenmuth und solcher germanischen Vasallentreue, dass, ihr Andenken zu ehren, insofern es von französischer Seite voll schnöden Undanks unterlassen ist, nunmehr von deutscher Seite ins Auge gefasst werden müsste. Und Morgenstern hat diesem Regimente volle fünf Jahre angehört. Mit ihm zog er zunächst 1809 nach Spanien. Wie dies Regiment da als Kanonenfutter hat dienen müssen, erhellt am deutlichsten daraus, dass Morgenstern in der gewöhnlichen Tour schon im August 1809 Premierleutnant und schon im November 1810 Kapitän wurde. Mit der von Grund aus neu formierten, ihm zu Ostern 1811 anvertrauten dritten Kompagnie rückte er 1812 nach Russland. Von den 23000 Westfalen gelangte als geschlossene Truppe nur ein zu einer 50 Mann starken Kompagnie gesammelter Rest bis zur Beresina zurück. Völlige Neuformationen waren in Kassel erforderlich. Morgenstern erhielt die neu errichtete 2. Grenadier-Kompagnie. Eben war er von schwerer Krankheit genesen, als die Westfalen im Juni 1813 Marschordre erhielten. Das zweite Regiment kam nach Torgau und dann im September nach Dresden. Dies Jahr war für Morgenstern arm an kriegerischen Ereignissen, aber um so reicher an schweren inneren Kämpfen. Dresden kapitulierte erst am 11. November 1813. Nach Inhalt der Kapitulation wurden die Rheinbundstruppen in ihre Heimat entlassen. Von nun an blieben Morgensterns Geschicke mit dem Herzogthume Braunschweig verknüpft. Am 25. November 1813 erhielt er seine Wiederanstellung als Braunschweigischer Offizier, allerdings vor der Hand nur als Premier-Leutnant; obgleich er bei den Westfalen der älteste Kapitän im Regiment und dicht vor der Ernennung zum Stabsoffizier gewesen war. Kapitän allerdings wurde er schon wieder am 3. Januar 1814; aber bis zur Wiedererlangung seiner Anciennität hat er 16 Jahre gebraucht. Den Feldzug 1815 hat er als Adjutant des Generals Olfermann mitgemacht. Bei Waterloo ist er schwer verwundet. Dann kam

die Friedenszeit mit ihren Enttäuschungen. Erst 1830 am 21. Oktober erhielt er ein Bataillon und behielt es bis 1837. Bis dahin hatte er als Korps-Adjutant hervorragende Dienste geleistet, namentlich eine vorzügliche Regimentsbibliothek ins Leben gerufen und verwaltet. Als schriftgewandter, wissenschaftlicher Offizier wurde er sehr hoch geschätzt. Auch nach der ihm so sehr erwünschten Rückkehr in den Frontdienst, dem er sich mit Eifer und Erfolg hingab, wurde er in dieser Richtung weiter verwendet. Nicht nur, dass er die Bibliothek behielt, nein auch zu parlamentarischer Tätigkeit hatte man ihn ausersehen. Man wollte in der Landesversammlung einen militärischen Sachverständigen zur Hand haben. Herzog Wilhelm ernannte ihn zum Dekan des Stifts St. Cyriaci, damit er zur Kurie der Prälaten gewählt werden und 15 Jahre Mitglied der Landesversammlung bleiben konnte. Sehr gegen seinen Willen kam Morgenstern 1837 in den Generalstab und blieb die letzten 14 Jahre seiner Dienstzeit dem Frontdienste fern. Während dieser Zeit wurde er 1841 Oberstleutnant, 1845 Oberst, 1847 Direktor des Kriegskollegiums und 1848 Chef des Kriegs-Departements im Staatsministerium. Seine Vorschläge zur Einführung der Landwehr fanden die Billigung des Landesherrn, der bekanntlich einer der wärmsten Anhänger der preussischen Union war und daher mit am schwersten durch die Abmachungen von Olmütz im November 1850 getroffen worden ist. Dies war auch für Morgensterns Landwehrpläne höchst ungünstig. In diesen Zeitläufen begegneten sie einer allgemeinen Antipathie im Offizierkorps und einer starken Opposition der nach dem Scheitern der Hoffnungen des Jahres 1848 in reaktionäre und partikularistische Stimmung geratenen Landesversammlung. So ist er zwar Braunschweigs Scharnhorst geworden, hat aber dafür von keiner Seite Dank geerntet. Sobald er das Landwehrgesetz in Sicherheit gebracht hatte<sup>1)</sup>, bat er um Entlassung von seinem Ministerposten und trat am 1. August 1851 in den Ruhestand.

In den Tagen der Ruhe hatte Morgenstern das Bedürfnis, die unbehagliche Leere seines an Berufstätigkeit so sehr gewöhnten Geistes auszufüllen. Aus seinen Lebenserinnerungen hat er daher im Laufe der Zeit acht umfangreiche Monographien zu Papiere gebracht. Nach Morgensterns am 6. Dezember 1869 erfolgtem Hinscheiden gingen sie in den Besitz des Oberpostkommissärs Robert Wilhelmy über; später sind sie von ihm der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel als Geschenk übergeben worden. Es ruhen daselbst unter der Bezeichnung 557, 2.—8. Nov. 2° die Hefte I 1803—8, II 1809, III 1810/11,

<sup>1)</sup> 1855 wurde es durch Wiedereinführung der Stellvertretung veranstatet. Vergl. Reichszeitung 7. 4. 55 Nr. 95. Morgenstern hatte in der Reichszeitung vom 2., 3. und 5. Juni 1853 (Beilage zu Nr. 126, 127 und 129) vergebens dagegen geschrieben.

IV 1812, V 1813, VI 1814, VII 1815 und VIII 1848. Den Gedanken, diese Hefte zu einem zusammenhängenden Lebenslaufe zu verschmelzen, hat Morgenstern aufgegeben. Es widerstrebte ihm, seinen Anteil an den Vorgängen bei der Vertreibung des Herzogs Karl II, das demnächst gegen ihn selbst gerichtete Intriguenspiel und die Ergebnisse von 1848—1851 zu schildern. Auch befürchtete er, dass die einzelnen Teile durch Verschmelzung an ursprünglicher Frische einbüßen würden. Statt dessen hat er nach 1860 die meisten Monographien noch einmal überarbeitet und verbessert<sup>1)</sup>.

Tagebücher hat Morgenstern während der Kriege nicht geführt. Dagegen fand er 1833 beim Tode seiner Mutter einen grossen Beutel mit allen sorgfältig aufbewahrten Briefen, welche beide Söhne jemals ihrer Mutter geschrieben hatten. Und deren Zahl war eine sehr grosse, die Berichterstattung eine selten ausführliche gewesen. «Diese Briefe gewährten bei Abfassung der Monographien nicht nur eine reichliche Auffrischung des Gedächtnisses, sondern selbst da, wo sie über manches minder Erhebliche leicht hinweggegangen waren, verliehen sie in ihren genauen Zeitbestimmungen durch die Briefdaten, durch einzelne darin hervorgehobene Umstände, Stimmungen usw. den Faden, an den sich die Erinnerungen anknüpfen liessen. Dazu kamen die Auffrischungen der Erinnerungen bei den vielfachen Erzählungen und Besprechungen im Kreise der Kriegskameraden». Für mancherlei Dinge besass Morgenstern auch wirklich eigenhändige Notizen namentlich militär-technischer Art, die er während seiner Dienstzeit gewissenhaft gesammelt hatte, und einige Kameraden haben ihm ihre Aufzeichnungen zu Gebote gestellt. Wahrhaftigkeit ist ihm das oberste Gesetz gewesen. 1868 schrieb er: «Alles was ich persönlich erlebt, getan, gedacht habe, habe ich nach bestem Wissen und Gewissen in einfacher Erzählung wahr und schmucklos aufgezeichnet. Da ich nicht für die Öffentlichkeit schreiben wollte, so betrachtete ich meine Darstellung gewissermassen als eine militärische Selbstschau, in welcher jeder Versuch, meine Missgriffe, Charakterchwäche, Fehler, ja selbst einzelne, mich tief beschämende und herabsetzende Handlungen beschönigen zu wollen, mir verächtlich erschien».

«Als ich die zuerst vollendeten Bruchstücke einem Freunde<sup>2)</sup> in die Hände gab, weil er es dringend wünschte, geschah es mit grossem Widerstreben. Er war ein scharfer Beobachter. Seine tiefgehenden Bemerkungen blieben

<sup>1)</sup> Die ersten Bearbeitungen befinden sich, ebenfalls als Geschenk R. Wilhemys, im Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel und in der Stadtbibliothek zu Braunschweig, in letzterer nur Heft II.

<sup>2)</sup> Meinem Vater, dessen kriegserische Laufbahn sich recht gegensätzlich zu der Morgensterns gestaltet hatte, der mit dem alten Ritter der französischen Ehrenlegion oft nicht übereinstimmte und dennoch mit dem alten treuen Freunde sich auf das Beste vertrug.

nicht aus. Aber, auch nur ein Tittelchen an meinen Bekenntnissen zu ändern, widerriet er auf das eindringlichste. Nichts vermöge die Aufrichtigkeit meiner Erzählungen wirksamer zu bekräftigen als das Hervorheben der Schattenseiten. Ich habe seinen Rat, der mit meinen ursprünglichen Ideen übereinstimmte, auch bei der weiteren Fortsetzung beachtet». Nachdrücklich betonte Morgenstern, er habe nicht für die Öffentlichkeit geschrieben. In seiner rührenden Bescheidenheit fügte er hinzu, dazu habe ihm die nötige klassische Jugendbildung gefehlt. Nur zu seiner eigenen Beschäftigung habe er die Arbeit unternommen, und mindestens so lange ihm Gott sein irdisches Dasein friste, sei es sein bestimmter Wille, sie nicht zu veröffentlichen.

Mehr als 40 Jahre sind nun nach Morgensterns Tode verflossen, und noch liegt sein ganzer Nachlass unbeachtet da. Zum Teil hat das ja wohl daran gelegen, dass gerade zur Zeit seines Abscheidens der jüngeren Generation jene glückliche Kriegsperiode erschien, deren frische Eindrücke uns weniger Zeit liessen, der Alten zu gedenken, auf deren Schultern wir doch standen<sup>1)</sup>.

Nun sind auch wir alt geworden, und da möchte einer von denen, die sich schon vor mehr als 50 Jahren an den schön geschriebenen Heften II und IV erfreuen durften, die lange versäumte Pflicht der Dankbarkeit wenigstens teilweise zu erfüllen beitragen.

Als ich ihn näher kennen und lieben lernte, waren die Tage seines Ruhmes längst dahin. Sogar sein ehrwürdiges Moltkeangesicht war entstellt. Die Pocken hatten alle Schönheit hinweggerafft und ihn gezwungen, sein kahles Haupt mit einer unförmigen Perücke zu verunzieren. Nur sein Innerstes war unbefleckt geblieben. Rührend in Selbstlosigkeit, ein Kind in Reinheit und Bescheidenheit des Gemüts, erschien er im wahrsten Sinne des Wortes als eine *anima candida*. Mir aber, auf den er die Freundschaft, die ihn seit frühester Jugendzeit mit meinem Vater verband, übertragen hat, ward durch ihn zum Bewusstsein gebracht, das Soldatenhandwerk sei ein Lebensberuf, des Schweisses der Edelsten wert. Noch am 15. Juli 1866 sandte er mir «aus der Fülle seines alten Soldatenherzens Gruss und Glückwunsch ob der bestandenen Feuertaufe, die uns beiden im frischen Jugendmute mit vollkräftiger Gabe zu Teil geworden sei», der liebe, herrliche, unvergessliche, «alte Franz»!

Was ich jetzt von seinen Gaben darbiete, ist nur ein Bruchteil. Zwar ist es wohl die Sahne, die ich hier abzuschöpfen versucht habe; aber man wähne nicht, dass es sich nicht nach wie vor verlohnen würde, in Wolfenbüttel die

<sup>1)</sup> Das war auch der Grund, dass der Versuch Wilhelmys, eine Veröffentlichung von Morgensterns Aufzeichnungen zu veranstalten, nicht zur Ausführung kam. Heinrich Vieweg, der sich anfangs dazu bereit erklärt hatte, gab den Plan als unzeitgemäss später wieder auf.

Urschrift zu studieren. Sie enthält namentlich für die Geschichte des Königreichs Westfalen eine reiche Fülle ausführlicher Belehrung. Selbst die Hefte II und IV enthalten noch manches, was hier, wo nur eigentliche Kriegserlebnisse mitgeteilt werden sollten, nicht zum Abdrucke gelangt ist. Was ich an der Niederschrift des göttlichen Dulders geändert habe, glaube ich vor dem Andenken des von mir so pietätvoll geliebten Mannes verantworten zu können.

Das Bildnis Morgensterns, das neben dem Titelblatte steht, ist die Wiedergabe einer Bleistiftzeichnung, die der Rittergutsbesitzer Rudolf v. Veltheim auf Nieder-Sickte in dem ersten ausserordentlichen Landtage (November und Dezember 1837) zu Braunschweig anfertigte und mit vielen anderen Bildnissen von Abgeordneten dem Stadtdirektor Wilh. Bode schenkte. Aus dessen Besitze sind die Blätter in den seines Enkels, des Dr P. Zimmermann in Wolfenbüttel, übergegangen. Das Croquis der Festung Gerona und Umgegend ist einer eigenhändigen Federzeichnung Morgensterns nachgebildet.

Braunschweig, im September 1911.

HEINRICH MEIER  
Oberst a. D.



1809.





Ohne zu wissen wohin, war das 2. Westfälische Infanterie-Regiment am 4. März 1809 aus Kassel abmarschiert. Es bildete mit dem 3. und 4. Regimente, dem Chasseur-Carabinier-Bataillon<sup>1)</sup>, dem 1. leichten Bataillon und zwei Kompagnien Artillerie die Division Morio. Über Mainz und Strassburg war der Marsch nach Metz gegangen. Erst nach längerem Verweilen daselbst erhielt die Division Befehl, nach Spanien zu gehen. Der Marsch ging auf Châlon sur Saone. Von dort gelangte man zu Schiffe nach Lyon auf der Saone, nach Beaucaire auf der Rhone. Dann begann bei herrlichstem Wetter ein wundervoller Marsch durch das mittägige Frankreich über Nimes, Montpellier, Béziers und Narbonne nach Perpignan.

Nach dem Eintreffen in Perpignan fand eine grosse Musterung statt. Die unaufhörlichen Regengüsse, denen die Truppen in den unbedeckten Flussbarken auf Saone und Rhone ausgesetzt gewesen waren, hatten grosse Verheerungen in der Bekleidung und Ausrüstung verursacht. Die Gewehre waren so verrostet, dass sie gegen neue aus dortigen Waffenvorräten umgetauscht wurden. Binnen vier Tagen war die Division wieder in kriegstüchtigen Zustand versetzt. Dann wurde scharfe Munition empfangen, die Feldgerätschaften vervollständigt und die Mannschaften mit Lebensmitteln (Brot, Fleisch, trockenem Gemüse und Salz) versehen. Man erfuhr über die allgemeine Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatze, dass der gebirgige Charakter von Catalonien den Guerillakrieg sehr begünstige. Ohnerachtet ein französisches Armeekorps unter dem Oberbefehle des Marschalls Gouvion St. Cyr die Provinzen Arragonien, Valencia und Catalonien überflutete, könne dennoch von einem militärischen Besitze derselben keine Rede sein. Ausser den bereits eroberten festen Plätzen und einigen Küstenstrichen bliebe eben nur der Teil des Landes unterworfen, wo französische Truppen augenblicklich die Oberhand hätten. Man musste sich also zuvörderst aller festen Plätze bemächtigen. In der Provinz Catalonien waren die Festungen Barcelona, Figueras, Rosas und mehrere kleinere befestigte Punkte in den Händen der Franzosen; aber gerade an der von der Pyrenäengrenze nach Barcelona führenden Hauptstrasse behauptete sich die Festung Gerona und die kleine auf einem Felskegel liegende Feste Hostalrich. Die nächsten Intentionen des

<sup>1)</sup> Dieses wurde von Metz wieder nach Kassel zurückbeordert.

Marschalls St. Cyr mussten auf diese gerichtet sein. Zur Belagerung von Gerona wurde ein Truppenkorps zusammengezogen, dem die Westfälische Division sich anzuschliessen bestimmt war.

Zu Anfang des Monats Mai befand sich unter dem Kommando des Divisions-Generals Grafen Reille in der Nähe von Gerona ein Beobachtungskorps, bestehend aus dem Inf.-Rgt. Grossherzogtum Berg 2 Bataillone

„ „	Würzburg	2	„	und einem
aus kleinen Rheinbunds-Contingenten	comb. Bat.	1	„	

zusammen 5 Bataillone,

einem Detachement Neapolitanischer Cavallerie und einer französischen halben reitenden Batterie zu 4 Geschützen.

Diese Truppen waren teilweise in Postierungen auf der Heerstrasse, grössten Theils aber im Lager bei Medifia, einem Dorfe bei Gerona, aufgestellt. Behufs einstweiliger Blockierung der Festung erhielt unsere Division<sup>1)</sup> den Befehl, dergestalt aus Perpignan abzumarschieren, dass die 1. Brigade<sup>2)</sup> am 6., die 2. Brigade<sup>3)</sup> am 7. Mai sich mit dem vorerwähnten Beobachtungskorps vereinigen könnte. Zur Ausführung dieses Befehls verliess die 1. Brigade am 4., die 2. am 5. Mai Perpignan. Die 1. Grenadier-Kompagnie des 2. Regiments, bei der ich als Sous-Lieutenant stand, war zur Deckung der Munitions- und Bagage-Kolonne beordert, und, da mein Hauptmann v. Rudorff anderweitig kommandiert war, mein Premier-Leutnant Neuhaus aber behufs Regulierung der sehr in Verwirrung geratenen Komptabilität des Regiments beim Dépôt-Kommandanten der Division, Oberstleutnant Bussmann, in Perpignan hatte zurückbleiben müssen, so führte ich an jenem Tage das Kommando der Kompagnie. Bei heiterstem Wetter marschierte ich mit meiner Kolonne eine Stunde später als die Brigade aus Perpignan ab. Bisher hatten sich mir die kolossalen Gebirgsmassen der Pyrenäen nur aus weiter Ferne als Hintergrund reizender Fernsichten gezeigt. Jetzt, mit jedem Schritte ihnen näher tretend, sah ich sie sich in himmelansteigende Pyramiden gruppieren. Ihren höchsten Gipfel, den Canigou, sah ich schneebedeckt in die höchsten Wolkenregionen hinaufragen. Als Staffage in dieser wundervollen Landschaft erschien mir die langgestreckte Kolonne der vor mir abmarschierten Brigade. Sie bedeckte die in weiten Schlangenwindungen zum Fort Bellegarde sich hinaufwindende Bergstrasse. Das alles machte mir einen unvergesslichen Eindruck. Leider wurde ich durch die stete Beschäftigung mit dem mir anvertrauten Kommando, von dessen Wichtigkeit ich als Neu-

<sup>1)</sup> Mit Ausnahme der zwei Artillerie-Kompagnieen, welche später mit dem Belagerungstrain nachfolgen sollten.      <sup>2)</sup> 3. Rgt. und 1. leicht. Bat.      <sup>3)</sup> 2. und 4. Rgt.

ling übertriebene Vorstellungen hatte, zu sehr in Anspruch genommen, um das überaus reiche Gemälde in vollen Zügen geniessen zu können.

Gegen Abend erreichten wir das französische Grenzdorf Pertus, über welchem auf dem höchsten Punkte der Strasse das Fort Bellegarde gleich einem Adlerhorste auf einem Felsenplateau emporragt.

Ich war angewiesen, den Artillerie-Train dem Kommando des Grenzortes zu übergeben und mich mit der Kompagnie und dem Bagagetrain in Junquera, dem nächsten spanischen Städtchen, dem Regimente wieder anzuschliessen. Zuvor gewährte ich jedoch meinen ermüdeten Leuten eine einstündige Rast und vergönnte mir selbst die Annehmlichkeit der Ruhe in einer dort improvisierten Restauration, wo ich viele französische Offiziere traf, von denen einer der jüngeren sich mir freundlich anschloss. Bald waren wir in lebhafter Unterhaltung, wobei ich bemerkte, dass er mir einigemal ohne Veranlassung die Hand drückte und mich mit lauerndem Blicke ansah. Endlich eröffnete er mir, dass mir gerade heute die Gelegenheit geboten sei, mich in den Bund der Franc-Maçons [Freimaurer] aufnehmen zu lassen, indem eine improvisierte Loge Versammlung halten werde, wozu er mir seine Vermittlung anbot. Der Antrag überraschte mich einigermassen. Mein Vater war eifriger Maçon gewesen; doch war ich selbst ohne Interesse an derartigen Geheimniskrämereien, auch erwog ich, dass ich als einziger Offizier die Kompagnie nicht verlassen dürfe. Diese Entschuldigung erkannte mein Herr Kamerad als vollgültig an, so dass wir sehr freundlich von einander schieden. Gegen Mitternacht langte ich in Junquera an.

Der am 6. Mai fortgesetzte Marsch führte die Brigade nach Figueras, einer offenen Stadt etwa so gross wie Wolfenbüttel. Da die grosse Mehrzahl der Einwohner ausgewandert war, so wurden unsere Truppen kompagnieweise in die meist leeren Häuser verteilt, in denen sie von den in Perpignan empfangenen Lebensmitteln Menage machten.

Das sehr feste, ein regelmässiges Sechseck bildende, mit Aussenwerken versehene Fort von Figueras liegt auf einer die Stadt beherrschenden, isolierten Höhe, welche ziemlich steil hinansteigt. Die gemauerten Werke waren im vollkommensten Zustande. Die Okkupation durch französische Truppen hatte voriges Jahr in einer nicht eben nobeln Weise stattgefunden.

Gleich nach dem Abmarsche von Figueras wurde Befehl erteilt, die Gewehre zu laden und im Gebirge mit höchster Vorsicht zu marschieren. Der Charakter unseres Vormarsches war demnach wesentlich verschieden von den bisherigen Reisemärschen. Fröhlichkeit, Singen, Soldatenwitze hörten auf. Tiefer Ernst und Spannung traten an deren Stelle. Es lag eine so charakteristische Schwüle auf den Gemütern unserer jungen Mannschaften, dass es

wünschenswert gewesen wäre, wenn irgend ein Rencontre mit dem Feinde eine Ableitung gegeben hätte. Wir erreichten jedoch ohne aussergewöhnliche Ereignisse die jenseitigen Ausläufer des Gebirges an der Fluvia, auf deren rechtem Ufer unweit Bascara wir Rast machten. Es befand sich hier eine mit Feldbefestigungen versehene Zwischenstation. Sie war mit deutschen Kontingentstruppen besetzt. Unsere Herrn Kameraden von der Besatzung versicherten uns, dass sie sehr häufig durch Guerillas alarmiert würden, deshalb auch bei Tag und Nacht auf dem qu'y-vit wären, und sich Niemand auf 100 Schritte ausserhalb des Bereichs der Aussenposten entfernen dürfe.

Gegen Abend des 7. Mai gelangten wir in das Lager von Medaña.

Da die Cernierung von Gerona ungesäumt ausgeführt werden sollte, so erhielten wir den Befehl, zu dem morgen in grösster Frühe beabsichtigten Angriffe der feindlichen Stellungen ausserhalb der Festung alles vorzubereiten. So stand ich denn nun endlich am Vorabende der Teilnahme an den ersten kriegesischen Ereignissen, zu denen meine Bestimmung mich rief. Unsere schon Tags zuvor angelangte 1. Brigade hatte bereits ein leichtes Scharmützel bestanden und auf dem Berge Costa-roza<sup>1)</sup> Stellung genommen. Feindliche Truppen hielten am rechten Ufer des Ter das Dorf Puente-major und das auf dessen linkem Ufer damit zusammenhängende Dorf Sarria besetzt, ebenso den Höhenzug längs des westlichen Talrandes bis zu dem verfallenen Turme auf dem Montagut. Diese vorgeschobenen Truppen mussten vertrieben werden. Früh Morgens am 8. um 2 Uhr brach unsere Brigade auf und rückte in die schmale Fläche zwischen dem Berge Costa-roza und Montagut. Dort wurden die Elitekompagnieen beordert, den verfallenen Turm auf der äussersten Spitze des Montagut mit dem Bajonett zu nehmen. Meine erste Grenadierkompagnie bildete die Tete der Kolonne. Unsern braven Hauptmann v. Rudorff an der Spitze stürmten wir den steilen Berghang hinan. Mein Herz pochte ungestüm in der Brust. Zu unserer höchsten Überraschung fanden wir jedoch die Position verlassen. Schnell formierte der Hauptmann die atemlos heranklimmenden Grenadiere, besetzte den Turm und entsendete eine starke Patrouille um die Rückzugsrichtung des mit einigen schlecht gezielten Flintenschüssen abgezogenen Feindes zu erforschen. Nichts war zu entdecken. Die ganze Brigade nahm vorläufig Stellung auf dem Plateau des Berges.

Die 1. Brigade nebst der französischen reitenden Batterie und dem neapolitanischen Kavalleriedetachement hatte auf der Höhe des Costa-roza den Erfolg unseres Angriffes auf den Montagut abgewartet. Nun rückte sie, mit

<sup>1)</sup> Zum besseren Verständnis dient das beigelegte Croquis der Befestigung und der Umgebung von Geron.

dem Feinde tiraillierend, in die Ebene hinab. Der Feind zog sich auf Sarria zurück und verliess auch dieses Dorf. Unser leichtes Infanterie-Bataillon zog mit klingendem Spiele in Sarria ein. Nachdem nunmehr unsere Geschütze das Dorf Puente-major kurze Zeit beschossen hatten, räumten die Spanier auch diese Position und zogen sich in die Festung zurück. Die Brigade nahm Stellung in und ausserhalb der beiden Dörfer. Die Artillerie fand eine vorteilhafte Aufstellung neben der vor Sarria freiliegenden Kirche, von wo sie die von Puente-major nach Gerona führende Strasse bestreichen konnte. Leichte Kavallerie bildete ihre Bedeckung. Unser leichtes Infanterie-Bataillon besetzte die erste, auf dieser Strasse unweit des Dorfes über ein tief eingeschnittenes Ravin gelegte steinerne Brücke, den Galgen und einen noch höher hinauf belegenem Ölgarten. In diesen Positionen plänkelte es bis zur Dunkelheit mit einer starken Tirailleurlinie in einer tiefen Bergschlucht diesseits des Forts St. Louis. Die Regimenter Würzburg und Berg waren gleichzeitig mit unserer 2. Brigade aufgebrochen. Das erstere hatte unterhalb Costa-roza den Ter durchwatet, war durch Campo-dur passiert und bis oberhalb des Galgens und Ölgartens vorgerückt, weshalb sich die feindliche Tirailleurlinie mit sinkendem Tage in die Festung zurückzog. Das Regiment Berg hatte bei Medaña den Ter durchwatet, erstieg die vorliegenden Berge und nahm dem Fort Narcisse gegenüber Stellung. Unsere 2. Brigade marschierte nun rechts ab und ging neben St. Martyr auf dem Bergrücken fort bis zu dem äussersten südlich abfallenden Berghange, wo sie Stellung nahm.

Der Verlust unserer Division war wenig bedeutend: 22 Tote und Verwundete, unter den ersteren ein Offizier der leichten Infanterie.

Unsere Brigade verblieb zunächst in ihrer Position am Rande eines Bergrückens, dessen mit Bäumen bestandener Hang uns schattige Lagerplätze und einen vollen Überblick über den malerisch schönen Talgrund und die amphitheatralisch vor uns liegende Stadt gewährte. Dieser Genuss wurde uns in etwas dadurch verkümmert, dass die dominierenden Forts Daniel, Narcisse und Louis uns Tag und Nacht fast in regelmässigen viertelstündigen Pausen einzelne Bomben zusandten. Die Entfernung betrug 2000 Schritte und darüber, so dass die hohen Bogenwürfe ihr Ziel nur spärlich erreichten und uns wenig Nachteil brachten<sup>1)</sup>.

Die Lage der Truppen war keineswegs beneidenswert. Alle im meilen-

<sup>1)</sup> Wie wenig unsere jungen Soldaten über die Beschaffenheit der Bomben unterrichtet waren, zeigte folgender Vorfall: Mit den Worten: «Du Lork, nu sast du ook verbrennen!» war ein Grenadier im Begriffe eine Bombe, deren Zünder beim Aufschlage erloschen war, in unser Bivouakfeuer zu schleudern, als ein Unteroffizier seinen zum Wurf ausholenden Arm zum Glück noch festhielt.

weiten Umkreise belegenen Ortschaften waren von den Bewohnern verlassen. Nur in den Küstengegenden, in denen ein lebhafter Schmuggelhandel betrieben wurde, war noch ein kleiner Teil der Bevölkerung anzutreffen, der sich scheinbar dem neuen Gouvernement fügte. Die zerklüfteten, von reissenden Berggewässern durchzogenen Gebirge gewährten den Guerillas unzugängliche Schlupfwinkel, von denen aus es ihnen möglich wurde, unsere Kommunikationen mit der französischen Grenze und den Magazinen in Perpignan auf's äusserste zu erschweren. Alle Transporte mussten unter starker Bedeckung geschehen. Hierdurch wurden die Belagerungstruppen geschwächt, denn es kamen dabei auch namhafte Verluste vor. Während der ersten Monate, als die Sicherheitsmassregeln noch unzulänglich waren, häuften sich die Unfälle in so bedrohlicher Masse, dass sehr häufig die Rationen und Portionen bis zur Hälfte vermindert werden mussten. Auch die Marketender waren sparsam versehen und forderten hohe Preise. Wir litten daher oft Not. Namentlich mangelte auch das Trinkwasser. Suppen von unreifen Weintrauben, Feigen und wildwachsende Kräuter gewährten ungenügenden Ersatz und schädeten der Gesundheit.

So mangelhaft waren die Verbindungen, dass der Marschall St. Cyr in Barcelona, um sich genaue Kenntniss von der Lage vor Gerona zu verschaffen, die ganze Division Pino entsenden musste. Auch die Division Lechi, die bei Vic stand, musste sich geschlossen aufmachen, um sich von dem Eintreffen der Westfälischen Division zu überzeugen. Beide Divisionen trafen Mitte Mai vor Gerona ein und verliessen uns sogleich wieder. Die letztere vereinigte sich jedoch am 24. Mai mit dem Belagerungskorps.

In der letzten Woche des Maimonats wurde seitens des Oberkommandos ein viertägiger Kriegszug in die Gegend von La Bisbal, Palamos und längs der Meeresküste veranstaltet. Das Expeditionskorps bestand unter Kommando des Generals Morio aus meinem Regiment, dem leichten Bataillon, einem Bataillon Berg und zwei Eskadrons italienischer Kavallerie. Es wurde ohne Rücksicht auf Tag und Nacht je 4 bis 5 Stunden marschiert und ebenso lange geruht. Die Beschwerden wurden durch reichliche Verpflegung aufgewogen, denn überall trafen wir Viehherden und reiche Vorräte von Getreide und Wein. Die Truppen waren stets fröhlich und guter Dinge. Der Zug ging über la Bisbal, Palamos nach Toroella und zurück. Das Unternehmen glich einer Razzia. Alles was von lebendem Vieh, von Korn und Mehl aufgetrieben werden konnte, wurde mitgenommen. Für die stündlich wachsenden Herden und Wagenkolonnen mussten grosse Kommandos gestellt werden. Gross und oft herzerreissend war der Jammer der ärmeren Landbewohner, denen auch die letzte Kuh oder Ziege hinweggeführt wurde.



Auch Kontributionen an Geld, Bekleidungsstoffen usw. wurden ausgeschrieben und mit grosser Härte durchgeführt.

In Bisbal verfügte der General Morio Requisition von Lebensmitteln und Vieh und forderte zugleich eine unerschwingliche Kontribution. Er versicherte sich derselben auf eine alle deutschen Offiziere empörende Art und Weise. Mit dem Alkalden ging er in die Kirche, liess das kostbare Gerät, den reichen Schmuck der Heiligenbilder und Altäre, die von Gold und Silber starrenden Messgewänder usw. taxieren und eröffnete den Magistratsherren, dass, wenn das Taxat nicht in 5 Stunden in Münze gezahlt sei, er das ganze, einstweilen in Kisten verpackte Kirchengerät hinwegführen lassen werde. Binnen weniger Stunden war die Geldsumme gezahlt. Da ... es widerstrebt mir, eine solche Nichtswürdigkeit nachzuerzählen, ... unmittelbar vor dem Abmarsche befiehlt der General das in der Kirche bereitstehende Unterpfand auf einem Wagen mit hinwegzuführen! Ein Kirchenraub in bester Form!!!

Doch genug und übergeng von solchen Widerwärtigkeiten! —

In Toroella wurde ich beordert, eine Patrouille bis zum Rande des Meeres zu machen. Ich erhielt dazu 1 Unteroffizier und 6 Grenadiere von meiner und einen Hornisten von der Voltigeur-Kompagnie. Es handelte sich darum, einer Bande von Schmugglern oder einer Guerilla aufzulauern, von deren Anwesenheit in der Gegend etwas verlautete. Ich sollte Erkundigungen einziehen, erhielt aber die Weisung, mich nicht zu lange aufzuhalten, da das Korps nur etwa noch zwei Stunden in Toroella verweilen werde.

Ich durchstreifte Höhen, Schluchten und Gehölze, ohne auch nur einer Menschenseele zu begegnen; um jedoch meinem Auftrage zu genügen, bis an das Meeresufer zu rekognoszieren, erstieg ich eine Höhe. Welch ein köstlicher Anblick eröffnete sich hier! Unmittelbar unter unsern Füssen erblickten wir von dem schroff hinabfallenden Hange den brandenden, unabsehbar in die Ferne sich dehnenden Meeresspiegel, landeinwärts begrenzt durch die Krümmung des Golfs von Rosas. Links im Vordergrunde tauchte eine Reihe kleiner Inseln vor uns auf. Gleich einem sanft hinansteigenden Berge verschwamm die endlose bläulich schimmernde Meeresfläche mit dem tiefblauen Himmelsgewölbe. Trunkenen Blickes starteten wir alle, die jungen Soldaten wie der alte, schon ergrauende Sergeant auf das erhabendste Gemälde, welches meine Augen jemals erblickt haben. So mächtig ergriff uns das Prachtgebilde in fesselnder Andacht, dass wohl augenblicklich keiner von uns an den Zweck unsers Hierseins dachte. Zu lange hatten wir unserm Sinnen Raum gegeben. Plötzlich springt mein alter Unteroffizier auf. Ein dumpfer Schall gleich einem Hornsignale hat seinen scharfen Gehörsinn erreicht. Nun fällt mir der Gedanke an Vernachlässigung meiner Pflicht schwer auf die

Seele. Ein Blick auf die Uhr lässt mich fürchten, unsere Truppen in Toroella nicht mehr vorzufinden. Der verdächtige Schall kam aus einer Gegend, die wir notwendig berühren mussten. Mein Sergeant, der einzige kriegserfahrene Soldat unserer Truppe, vindizierte sofort für sich allein die Vorhut, indem er mehrere hundert Schritte voraus die Erkundung des Terrains übernahm. Nachdem wir etwa 10 Minuten lang in raschem Marsche vorgegangen waren, erblickten wir vor uns eine mit Bäumen und dichtem Gebüsch bestandene tiefe Schlucht, an deren diesseitigem Rande der Sergeant mir lebhafte Zeichen machte, halten zu lassen. Er setzte die Grenadiermütze ab, legte Säbel und Patronentasche nieder, warf sich nieder und kroch den Abhang hinunter. Nach einiger Zeit winkte er mich zu sich heran. Er eröffnete mir, dass eine Bande von etwa 15 Männern, teilweise mit Flinten, nebst einer Anzahl von Frauen und Kindern und 10 bis 12 bepackten Maultieren im Begriffe seien, in der Richtung zur Stadt vorzugehen. Ich musste nun nach Lage der Sache vermuten, dass eine Schmugglerbande, von dem Eintreffen unsers Korps in Toroella unterrichtet, die baldigst erfolgende Entfernung desselben in der Schlucht abgewartet und, dass der Abmarsch unserer Truppe wirklich schon stattgefunden, in Erfahrung gebracht habe. So wenig tröstlich das für mich war, so blieb doch nichts übrig als den Schmugglertrupp womöglich zu verscheuchen, oder mir mit Gewalt den Weg zur Stadt zu erzwingen. Ich entschloss mich zum raschen Vorgehen und disponierte meine geringen Streitkräfte dergestalt, dass ich eine auf etwa 60 Schritte ausgedehnte Tirailleurlinie formieren, den Hornisten zum Avanzieren blasen und meine Kommandostimme auf dem rechten, die des Sergeanten auf dem linken Flügel laut erschallen liess. Beim Beginne dieses absichtlichen Lärms erblickten wir durch das Gebüsch die grösste Verwirrung in der Bande. Sie wandte sich sogleich und verschwand, indem alles, was Hände hatte, auf die Maultiere losschlug, sehr bald in dem Gebüsch am seitwärts liegenden Abhange. Jetzt aber setzten wir uns in die allerschärfste Marschbewegung und fanden denn auch, nachdem wir die Stadt erreicht, diese schon von den Truppen verlassen. In fest geschlossenem Trupp eilte ich durch den Ort und konnte an den drohenden, finsternen Mienen der Bewohner leicht abnehmen, wie gerne man uns aufgehoben haben würde, wenn man nicht gefürchtet hätte, dass die noch zu nahe Hauptmacht das Schiessen vernommen und schwere Rache ausgeübt haben würde. Bei meinem Eintreffen im Bataillon, welches ich etwa eine Stunde später erreichte, machte ich — natürlich ohne der strafwürdigen Verspätung an der Küste zu erwähnen — Rapport an meinen Chef. Dem hatte mein langes Ausbleiben Bedenken gemacht. Ich suchte es mit dem beschwerlichen Wege und dem Rencontre zu rechtfertigen, was den Chef

zu befriedigen schien. So war ich der Besorgnis vor scharfen Verweisen überhoben. Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin! Indem ich mir die möglichen schlimmen Folgen, welche meine, den militärischen Interessen schroff entgegenlaufende Gefühlsrichtung für mich selbst, noch mehr aber für acht meiner Führung anvertraute brave Soldaten hätte haben können, gewissenhaft und mit der schärfsten Selbststrüge recht oft vergegenwärtigte, habe ich späterhin stets gestrebt, die strengste Ausübung meiner Dienstpflichten mit meinen persönlichen Empfindungen in einem richtigen Einklange zu erhalten, und ich darf mir das Zeugnis nicht vorenthalten, dass mein Streben nicht ganz fruchtlos geblieben ist.

Die Razzia war sehr ergiebig ausgefallen; der für unser Regiment erzielte Anteil ergab eine ansehnliche Herde von Hornvieh und Eseln, welche uns für längere Zeit mit frischem Fleische und die Offiziere mit Milch — dort ein seltener Luxusartikel — versorgte.

Einige Tage nach unserer Rückkehr traf die französische Brigade Guillôt ein und nahm Stellung auf den Höhen der Costa-roza.

Nachdem der tapfere und höchst intelligente Grossherzoglich Bergische Oberst Muff mit seinem Regimente das Kloster St. Angelos nach hartnäckiger Verteidigung genommen hatte, und alle zur Umschliessung der Festung verwendbaren Truppen successiv eingetroffen waren, begannen im Monate Juni die eigentlichen Belagerungsarbeiten. Es standen:

1. die Westfälische Division in der Linie St. Ponce-Costa-roza,
2. die Französische Brigade Jouba in Puente-major und Sarria,
3. die Brigade Muff aus den Regimentern Berg und Würzburg gegenüber St. Louis und Narcisse,
4. die Französische Brigade Guillôt gegenüber dem Fort des Capuzins,
5. die Italienischen Divisionen Lechi und Pino und eine Neapolitanische Division nebst der geringen Westfälischen Kavallerie in der Ebene von Salies.

Das Hauptquartier des General Verdier war in St. Martyr.

In dem Winkel, welchen der Ter gegenüber der Vorstadt Pedret bildet, wurde in der ersten Woche des Juni auf einem von uns Mammelon verd genannten Hügel der Bau einer Mörserbatterie in Angriff genommen, gleichzeitig auf den gegenüber liegenden Höhen der Bau von Breschbatterien<sup>1)</sup> gegen die Forts Louis und Narcisse. Die Mörserbatterie erhielt 12 schwere Mörser.

<sup>1)</sup> Wohl Demontier-Batterien oder allenfalls Demolier-Batterien. Breschen konnten vor Einführung gezogener Geschütze nur aus nächster Nähe aus Batterien oben auf dem Glacis geschossen werden (Anmerkung des Herausgebers).

Mit der höchsten Ungeduld erwartete die ganze Armee den Zeitpunkt, wo das unausgesetzte Geschützfeuer der Festung endlich Erwiderung finden sollte. Dieser lang ersehnte Zeitpunkt trat endlich um Mitternacht des 13. Juni ein. Ich schrieb darüber an meine Mutter:

«Endlich am 13. wurde den Truppen offizielle Mitteilung gemacht, dass präcise um Mitternacht das Feuer der grossen Mörser-Batterie beginnen werde. Du kannst denken, dass Niemand vorerst an Nachtruhe dachte, und gegen  $1\frac{1}{2}$  12 Uhr fand sich vom Regimente Alles, was nicht im Dienste war, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, auf dem Rande des Berg-Plateaus vor unserm Bivouak-Lager, unmittelbar oberhalb des Mamelon verd, versammelt. Es war eine schöne, sternenhelle, doch immer noch ziemlich dunkle Nacht. Einen fast geisterhaften Eindruck machte es, als tief unter uns in dem dunkeln Talgrunde die glimmenden, sich hin und her bewegendenden feurigen Punkte der Luntten und des Weissfeuers<sup>1)</sup>, Glühwürmchen gleich, zum Vorschein kamen, und atemlos, in äusserster Spannung harreten wir des ersten Schusses! Da ... von der hochgelegenen Kathedrale Gerona's schlug die 12<sup>te</sup> Stunde ... zuckt ein Blitzstrahl; ein feuriger Streif, dem gleich darnach ein dumpfer Knall folgte, erhellte die nächsten Umgebungen und durchzischte in hohem Bogen die Luft. Erwartungsvoll folgten unsere Blicke — o weh! Die Elevation des Mortiers war ganz verfehlt; die Bombe sank und crepirte fruchtlos nahe dem rechten Ufer des Flusses diesseits der Festung. — Nach einigen Minuten erst — man hatte wahrscheinlich die Elevation des nächsten Mörsers zu rectificiren gesucht — erfolgte der zweite Schuss. Die Bombe erhob sich im hohen feurigen Bogen, zischte über die Häusermasse hinweg und weiter, immer weiter sich entfernend, senkte sie sich in der Gegend des Forts Calvaire, weit über die Festung hinaus, ebenfalls nutzlos verpuffend. — Ein immer lauter werdendes Murren durchwogte unsern Zuschauer-Haufen; und als nun gar die dritte Bombe in hoher Luft zerplatzte, brach Alles in laute Verhöhnung, Wutgeschrei und Gelächter aus, dem selbst unsere ältern, kriegserfahrenen und darum unsern Artilleristen grollenden Offiziere nicht Einhalt tun wollten und konnten. — Das Feuer ward mit dem dritten Schusse sistirt — vermutlich um erst noch bessere Vorkehrungen zu treffen. Desto lebhafter war gleich nach dem ersten Schusse das Feuer der Festung und sämtlicher nördlich belegener Forts, aus denen auf unsere Bomben-Batterie gerichtete Granaten und Bomben herüberzischten, und wenngleich auch diese wenig Schaden anrichteten, indem sie nur sehr einzeln den verhältnismässig geringen Umkreis der Batterie erreichten, so konnten wir uns doch um so weniger darüber wundern, da ja unsere ungeschickten Artilleristen

<sup>1)</sup> Wahrscheinlich sind Zündlichte gemeint (Anmerkung des Herausgebers).

nicht einmal im Stande gewesen waren, die umfangreiche Stadt zu treffen. Unwillig verliess die Mehrzahl der Zuschauer gleichwie bei einem schlecht aufgeführten Schauspiele den Schauplatz und legte sich lieber aufs Ohr. Ich verweilte noch mit meinem Hauptmann und mehreren Offizieren, um das Feuer ferner zu beobachten. Und wirklich, etwa nach halbstündiger Unterbrechung begann das Feuer von Neuem, und nun erreichte jeder Bombenwurf sein kaum zu verfehlendes Ziel, in den Strassen und Gebäuden der unglücklichen Stadt zerplatzend, so dass nach einiger Zeit schon eine hell auflodernde Feuersbrunst entstand, wodurch das Militär-Hospital der Festung in Asche gelegt wurde.» ...

Von diesem Zeitpunkte an dauerte das Feuer unserer und der feindlichen Batterien Tag und Nacht ununterbrochen fort. Uns Westfalen, die wir von unserem hohen Standpunkte aus eines vollen Überblicks über das ganze Tal und die gegenüberliegenden Bergabhänge genossen, gewährte zur Nachtzeit der majestätische Flug der Bomben, welche in allen Richtungen sich kreuzend, kometenartig ihre feurigen Bogen durch die Lüfte zogen, dröhnend zur Erde niederstürzten, und zerplatzend aus der weit umher aufgewühlten Erdoberfläche einen mit Erde und Gestein untermischten Flammenstrahl emporwarfen, einen prachtvollen Anblick. Das nie erlöschende Interesse an dieser Scene steigerte sich häufig noch um vieles, wenn mittels Leuchtkugeln, welche die schwärzeste Nacht bis zur Tageshelle erleuchteten, Punkte entdeckt wurden, wo unsere Approchen und Erdarbeiten in nächtlicher, möglichst geräuschloser Tätigkeit bis in die gefährlichste Nähe der speziell angegriffenen Aussenwerke vorgetrieben wurden. Das gab dann jedesmal das Signal für die zahlreichen Wurfgeschütze der Festung, um einen solchen Punkt zur Zielscheibe ihres lebhaftesten Feuers zu machen, welches sodann von unserer Seite eine gleich energische Erwidern fand. Dann erblickte man oftmals sechs, acht sich kreuzende Bomben gleichzeitig in den Lüften.

Es galt zunächst den beiden kleineren Forts Louis und Narcisse, gegen welche Approchen vorpoussiert wurden. Diese Arbeiten waren um so beschwerlicher, da man solche bei dem felsigen Boden nur mittels Sandsäcken und Schanzkörben ausführen konnte, zu deren Füllung die Erde zum Teil aus weiter Entfernung herbeigeschafft werden musste.

Etwa um Mitte Juni wurden wir um Mitternacht durch näheres Geknatter von Kleingewehrfeuer und einzelne Kanonenschüsse aus tiefer Ruhe aufgeschreckt. Von unserem hohen Standpunkte erblickten wir fast unter unseren Füßen ein wildes Gefechtsgetümmel in der Vorstadt Pedrêt und deren Umgebung. Ein Bataillon Franzosen war in grösster Stille aus Puente-major herorgebrochen, hatte den spanischen Vorposten von 30—40 Mann im tiefen

Schlafe überfallen, niedergestochen und sich nach kurzem Kampfe der Vorstadt bemächtigt.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, erschien mir anfangs die erregende Nachtszene gleich einem Traumbilde, welches mir in schwarzer Nacht ein wildes Kampfgetümmel vorgetäuscht habe. Wenige Tage nachher erfolgte am frühen Morgen ein sehr gut kombinierter Ausfall. Eine Kolonne von 14—1500 Mann stieg vom Fort Montjouy herab, warf die oberhalb der Vorstadt auf einem steilen Berghange aufgestellte Postenkette zurück, drang in die Vorstadt und zerstörte die vor derselben nach Gerona zu aufgeworfenen Verschanzungen. Das Gefecht wurde dann sehr heftig und würde vermutlich zu unserm Nachtheile geendigt haben, wenn nicht unser braver Regimentskommandeur, Oberst Legras, welcher sich gerade an diesem Tage als höherer Stabsoffizier du jour mit zweien unserer Voltigeur-Kompagnieen in der Mörser-Batterie auf dem Mamelon-vert befand, diese in raschem Entschlusse an den Ter hinabgeführt hätte. Durch deren sehr wirksames Feuer in geringer Distance wurde der Feind in Verwirrung gebracht und gab sein Unternehmen auf. Der Verlust unserer zum erstenmale ins Feuer geführten Voltigeur-Kompagnieen war nicht beträchtlich.

Wir übrigen jungen Offiziere des Regiments beneideten unsere Kameraden, denen es endlich vergönnt wurde, die Erstlingsreiser der kriegerischen Weihe, denen auch wir mit Ungeduld entgegensahen, zu erringen.

Nachdem die Bresch-Battereien in die Befestigungen der Forts Louis und Narcisse gangbare Breschen gelegt hatten und eines Nachmittags — im letzten Drittel des Monats Juni — französische Sturm-Kolonnen gegen dieselben geführt wurden, verliessen deren Besatzungen die beiden Forts nach kurzem Widerstande. Einige Tage später fiel auch das Fort Daniel auf gleiche Weise in unsere Hände.

Nach Einnahme dieser kleinen Forts trat an uns die schwierigere Aufgabe der Bewältigung des Forts Montjouy heran.

Dieses grosse Festungswerk bildete ein regelmässiges Viereck mit vier Bastionen. Auf der Nord- und Ostseite lagen Ravelins vor den Curtinen zwischen den Bastionen. Escarpe und Contrescarpe des etwa 40 Fuss breiten trockenen Grabens waren mit starkem 16 Fuss hohem Mauerwerk bekleidet. Vor der Südseite des Forts lag der vorgeschobene bastionierte Turm St. Jean. Die Erbauung einer Bresch-Batterie für 20 Stück sechzehn- und vierundzwanzigpfündige Geschütze erforderte viel Zeit und Mühen, wegen des felsigen Bodens. Um durch Eröffnung und Vorpoussierung von Laufgräben nicht zuviel Zeit zu verlieren, hatte man allen Regeln zuwider die Bresch-Batterie auf einer Entfernung von 400 Schritten angelegt in der ganz unbe-

gründeten leichtsinnigen Hoffnung, dass man diesen Fehler durch grosse Geschützzahl und schweres Kaliber gut machen könne. Natürlich kämte man nur die Brustwehren der Wälle ab und liess das Mauerwerk des unteren Teils der Escarpe, weil dieses durch das vorliegende Glacis völlig gedeckt war, fast ganz unversehrt. Diese grosse Batterie, welche rechts neben Fort St. Louis lag und den hochtönenden Namen Batterie impériale erhielt, eröffnete das Feuer in den ersten Tagen des Monats Juli gegen das gegenüberliegende Bastion, eine zweite im eroberten Fort Louis gleichzeitig gegen das Ravelin.

Schon nach vier- bis fünftägiger Tätigkeit dieser Battereien wurde der Sturm angeordnet.

Es war am Abend des 7. Juli, als unser Oberst Legras die Ordre empfing: «dass die gesamten Eliten-Kompagnien des Belagerungsheeres, unterstützt von zwei französischen Bataillonen sich behuf der Erstürmung des Montjoux 9 Uhr Abends in Puente-major versammeln sollten». Die Ankunft der Ordre traf den Obersten in Anwesenheit des Hauptmanns v. Rudorff, des soeben zum Sous-Lieutenant ernannten Feldwebels Anthony unserer Grenadier-Kompagnie und meiner. Nachdem der Oberst den Armeebefehl mit sichtbaren Zeichen des Ernstes gelesen hatte, wandte er sich sofort wieder heiter lächelnd mit den Worten zu uns: «Ah — ça Messieurs, voilà l'occasion pour gagner la Croix d'honneur!» und las uns die Ordre vor. Die Nachricht wirkte elektrisch auf uns und entlockte uns unwillkürlich Exclamationen der Befriedigung. Da mit einemmale fiel es dem jungen feurigen Anthony schwer aufs Herz, dass er in Folge seines Avancements zu einer Zentrums-Kompagnie versetzt sei. Ganz ausser sich wandte er sich in höchster Aufregung mit der Bitte an den Hauptmann und den Obersten, zum Ersatze des noch immer in Perpignan weilenden Premier-Leutnant Neuhaus den Sturm volontierend mitmachen zu dürfen. Die Bitte erwarb ihm den wärmsten Beifall des Obersten und wurde ihm bereitwilligst gewährt. Auch mir war der Freund ein lieber Kampfgefährte. Innig drückten wir uns im Geheim die gegenseitig erfasste Rechte, nicht ahnend, welch' unerbittlich schnelles Ende unsere junge Freundschaft bedrohte.

Längst schon hatte ich, wie alle meine jüngeren Kameraden, den Zeitpunkt mit Ungeduld ersehnt, wo uns die Feuertaufe zu Teil werden sollte. Wie oft mussten wir, den wenigen älteren Subalternoffizieren gegenüber, die bereits kriegerischen Ereignissen beigeohnt hatten, in demütigendem Schweigen verharren, wenn sie der Gefechte und Schlachten erwähnten, deren Teilnehmer sie gewesen waren. Wie häufig erträumte ich mir ruhmvolle Auszeichnung und Vorschreiten auf der Bahn der Ehre. Endlich nun

sollte ich mir die Erstlingsreiser zu dem Ruhmeskranze erringen, der mir freilich noch in unabsehbarer Ferne vorschwebte. Der Vorsatz mich der Gelegenheit würdig zu zeigen stand fest in meiner Seele und stählte mich gegen Eindrücke, welche den Neuling wohl immer beschleichen und den klaren Sinn umschleiern können.

Schon umfing uns tiefes Nachtdunkel, als die von unserer Division zum Sturme beorderten Truppen sich geräuschlos vor Puente-major aufstellten. Hier begrüßte uns der General Morio, und im Kreise der Offiziere ermahnte er uns in kurzen kräftigen Worten: «des Augenblickes eingedenk zu sein, wo die Begründung des nationalen Ruhmes des neuen Königreichs und der Kriegerehre desselben auf der Spitze unserer Bajonette ruhe. Unsere Aufgabe erfordere um so mehr die äusserste Anstrengung all' unserer militärischen Eigenschaften, da wir bestimmt seien, an der Spitze junger, noch unerprobter Soldaten eine Waffentat zu vollbringen, welche zu den schwersten, zugleich aber ehrenvollsten aller kriegerischen Handlungen gehörte». Indem er dann dem Führer unserer Sturm-Kolonne, dem Chef des Generalstabes, Obersten Müller, die Hand zum Abschiede darbot, wünschte er uns das beste Glück zu einem Unternehmen, dessen Erfolge mit ihm zu teilen, vielleicht nur sehr Wenigen von uns vorbehalten sein werde, dagegen aber er selbst die heilige Verpflichtung lebendig fühle, den ruhmvoll Wiederkehrenden neben seiner hohen Achtung und Teilnahme die würdige Belohnung für unsere Hingebung zu verschaffen. Noch empfahl er dem Obersten Müller, unter allen Umständen einzig und allein dem Bajonette zu vertrauen.

Wir rückten sodann in tiefster Stille gegen das Fort Louis hinan und bivouakierten in dicht geschlossener Kolonne hinter dem Kamme der Berg-höhe rechts von der Batterie impériale.

Mit der ersten Dämmerung am fernen Horizonte erweckte uns der leise Ruf: «auf!», «auf!», welcher von Kompagnie zu Kompagnie sich fortpflanzte. Noch waren etwas entferntere Gegenstände nicht zu unterscheiden, als wir in lautloser Stille gegen das Ziel unsers Unternehmens heranrückten. ... Da — der erste Blitzstrahl eines vom Walle abgefeuerten Geschützes wirft eine Leuchtkugel vor uns nieder, welche urplötzlich die ganze Gegend taghell erleuchtet. Wie mit einem Zauberschlage erfüllt sich die Luft mit dem Donner der Geschütze und dem Geprassel des Gewehrfeuers von den nahen Wällen. Ein Hagel von Geschossen aller Art raset verheerend in unsere dicht gedrängte Kolonne. Gleichzeitig ertönt von unseren, am Abhange des Glacis sich aufstellenden Tambours, Pfeifern und Hornisten — mehr als hundert an der Zahl — der einfach dröhnende Sturm-marsch und aus der Kolonne ein tausendstimmiges Hurrah. Das erschütternde, sinnverwirrende Getöse



steigert sich bis zum höchsten Grade durch das plötzliche Auffliegen des in geringer Entfernung in unserer rechten Flanke liegenden bastionierten Turmes St. Jean, in welchem eine explodierende Granate das Pulvermagazin entzündet hatte.

Unsere 1. Grenadier-Kompagnie bildete auf diesem Angriffspunkte die Tete der Sturmkolonne. Vor derselben schritten der Oberst Müller mit einem jüngeren Divisionsadjutanten, unser Bataillonschef, Oberstleutnant d'Egremont, der Hauptmann v. Rudorff, der junge Anthony und ich. Unmittelbar vor uns hatte eine Abteilung französischer Genietruppen den Auftrag, Sturmleitern an den noch unversehrten Teilen des Mauerwerkes aufzustellen, um die sehr unvollkommene Bresche erreichbar zu machen. Der unebene, felsige Boden, das verwirrende Getöse, welches jedes Kommandowort, jeden Zuruf unhörbar machte, und der schon beim ersten Anlaufe ungeheure Menschenverlust hatten schnell die taktische Ordnung der Sturmkolonne gelöst und solche in einen Menschenknäuel verwandelt, der unaufhaltsam nach vorn drängte. Wir hatten die Höhe des Glacis erreicht; aber zum Hinabsteigen in den tiefen Graben bot sich uns hier nur eine schmale in das Mauerwerk der ganz unversehrten Contreescarpe eingeschnittene Appareille, auf welcher kaum zwei Mann nebeneinander schreiten konnten. Dadurch entstand eine so verderbliche Stockung, dass der auf dem obern Rande des Glacis sich ausbreitende Menschenknäuel den feindlichen Geschossen eine über alle Massen günstige Zielscheibe bot. Von der Bresche schleuderte eine dort aufgestellte Haubitze gleich Kartätschen wirkende zahllose Flintenkugeln der Sturmkolonne entgegen. Kartätschsalven raseten aus der Lunette, von der Courtine und von der Flanke des Nachbarbastions in dieselbe hinein. Gleichzeitig dirigierten alle Mörser und Haubitzen der Festung ihr Feuer auf die Stürmenden. Ein solches mörderisches Geschütz- und Musketenfeuer musste unfehlbar unter den unaufhaltsam Heranstürmenden furchtbar aufräumen. Noch bevor die Spitze der Kolonne die Sohle des Grabens erreichte, waren schon unser Führer, Oberst Müller, der Divisionsadjutant, der Oberstleutnant d'Egremont und mein braver Hauptmann v. Rudorff schwer verwundet gefallen.

Der Graben war weder durch herabgerutschte Erde noch durch Faschinen auch nur teilweise ausgefüllt, und als wir hinabstiegen, machten wir die trostlose Entdeckung, dass die Mauer unter der Bresche nur mit wenigen, in weiten Zwischenräumen aufgestellten Leitern besetzt war, und dass die Leitern um Manneshöhe zu kurz waren.

Am Fusse der Leitern empfingen uns alle denkbaren Zerstörungsmittel: Handgranaten, Überschüttungen mit brennendem Pech und Oel, herabrollende grosse Steinblöcke und explodierende Pulversäcke.

Ich ergriff eine Sprosse der vor mir befindlichen Leiter; aber im nämlichen Augenblicke empfand ich einen erschütternden Schlag auf die rechte Schulter, der mich augenblicklich zu Boden warf. Mit Hilfe eines mich aufrichtenden Grenadiers erreichte ich die Futtermauer des nahen halben Mondes, wo ich ziemlich ausserhalb der Schusslinie war, und sank völlig ohnmächtig zusammen.

Nachdem ich meiner Sinne wieder mächtig war, fand ich meinen rechten Arm völlig bewegungslos an Leib und Brust festliegend hinaufgezogen. Meine das Säbelgefäss krampfhaft umklammernde rechte Hand ruhte unter der linken Schulter. Blutspuren bemerkte ich nirgend. Ich war gänzlich kraftlos, empfand aber keinen bedeutenden Schmerz. So beruhigte ich mich nach und nach und konnte meine volle Aufmerksamkeit der Scene zuwenden, die sich vor mir entwickelte.

Noch immer entströmten der schmalen, in den Graben führenden Apparaille Massen von Heranstürmenden, welche ihrer Offiziere beraubt ratlos ein nutzloses Feuer gegen die Brustwehr richteten. Dennoch wurden von einzelnen Braven Versuche gemacht, selbst mit den ungenügendsten Hilfsmitteln die Bresche zu gewinnen. Sie erreichten wohl hin und wieder ihr gefährliches Ziel, fanden aber in ihrer Vereinzelung den sicheren Tod. Dort auf der Brustwehr soll auch mein braver Anthony den Heldentod gefunden haben.

Das mörderische Feuer lichtete schnell die aufgelösten Reihen unserer Soldaten, welche endlich, fast ohne Führer, die Nutzlosigkeit ihres Plackerfeuers erkennend, den Rückweg zu suchen begannen. Diesen Zeitpunkt mußte auch ich selbst wahrnehmen, um mich meiner peinlichen Lage zu entziehen. Dazu mußte ich mich allerdings von Neuem dem feindlichen Feuer aussetzen. Nach wenigen Schritten hatte ich indessen die mit Leichen bedeckte Apparaille erreicht. Von flüchtig vorübereilenden bedrängt, nur eines Armes mächtig, bei jedem Schritte strauchelnd oder durch Anstoss niedergeworfen, blieb ich am Fusse der Rampe völlig kraftlos liegen. Gegen die Mauer der Contreescarpe gelehnt, verharrte ich dort in sitzender Stellung. Da erschallt neuerdings der dröhnende Sturm-Marsch der Tambours und Hornisten. Mit tausendstimmigem Hurrah stürmen neue Scharen in den Graben hinab. Es war der tapfere Oberst Muff, welcher bei nunmehr herangebrochenem Tageslichte die an der Queue der Sturmkolonne befindlichen Voltigeur-Kompagnien gesammelt zu erneutem Sturme heranzuführte. Die Flüchtigen mit sich fortreissend stürmte er der Bresche entgegen. Meine Lage war unerträglich. Jeder, der an mir Vorübereilenden macht mich, der ich fest an die Mauer gelehnt dasass, zum Stützpunkte, erfasst meine zerschossene Schulter und verursacht mir rasenden Schmerz. Sie sind vorüber! Ach, auch

diese Braven erwartet das gleiche Missgeschick. Schon gewahre ich zurückkehrende Verwundete. Jetzt litt es mich nicht mehr auf meinem Schmerzenslager. Ich raffte mich auf und erreiche endlich mühsam fortkriechend den Kamm des Glacis. Weiter schwankend, erblicke ich vor mir sitzend, meinen treuen Burschen, den Grenadier Riechel, welcher sich bemüht, sein Taschentuch um seinen verwundeten linken Arm zu knüpfen. Er erkennt mich, springt auf, sein gesunder rechter Arm umfasst meinen gleichfalls gesunden linken Arm, und so leitet er mich zu der einige hundert Schritte entfernten Ambulance. Auch hier erwartet mich eine erschütternde Szene. Der Chirurgen-major Schuller von unserm Regimente war eben im Begriffe die Wunde meines braven Hauptmanns v. Rudorff zu untersuchen. Sie war tödlich — eine Kartätschkugel war tief in den Unterleib eingedrungen. Der Hauptmann, von Schmerz zerrissen, fragte mich nach meiner Verwundung, dann aber nach dem Resultate des Sturmes. Ohnerachtet meiner Überzeugung vom Gegenteile wollte ich doch dem Sterbenden den letzten Trost nicht rauben und erwiderte, dass ich die feste Hoffnung hegen dürfe, dass der erneuerte Versuch des Oberst Muff gelungen sein werde.

Noch während der Arzt sich mit mir beschäftigte, verschied der brave Hauptmann, dem ich eine bittere Träne nachweinte.

Meine eigene Verletzung erwies sich als eine starke Kontusion.

Der krampfhaft geschlossenen Hand konnte der Säbelgriff nur gewaltsam entwunden werden. Der Arzt zerrte den Arm auf schmerzhafte Weise hin und her, drückte und betastete die Schulter nach allen Richtungen und gab dann die Versicherung, dass das Schlüsselbein nicht wesentlich verletzt sein könne, obgleich es die ganze Wucht des Schlages irgend eines Projektils aufgenommen habe. Vorläufig legte er eine Bandage an. Meines Burschen Fleischwunde wurde verbunden. Dann wurden wir Beide in das Feld-Hospital zu Sarria entlassen.

Meine Verwundung war höchst wahrscheinlich durch das Aufschlagen des Sprengstückes einer Handgranate entstanden, dessen volle Kraft durch den über die rechte Schulter gehängten, gerollten Mantel, so wie durch das Epaulette gebrochen war.

In die Scheide meines Säbels hatte ein Sprengstück vielleicht derselben Granate eine drei Finger breite Scharte gerissen. Ein anderes Sprengstück hatte vom Säbelgriffe den Messingbügel ganz hinweggenommen und das Ebenholz desselben ganz zersplittert. Als der Arzt meine Hand gewaltsam öffnete, fiel der ganze Säbelgriff wie mürber Zunder auseinander. Meine Uniform und der von dem Granatstücke zerrissene Mantel waren von Flintenkugeln vielfach durchlöchert. Aus meiner Grenadirmütze fiel mir beim

Abnehmen derselben eine vorn hineingedrungene halb plattgedrückte Musketenkugel entgegen, die ich noch aufbewahre. Wie viele redende Zeugen waren dies für die Saat von Kugeln, mit welcher wir beim Anlaufe, hauptsächlich aus der Haubitze auf der Bresche, überschüttet wurden.

Unser Verlust war sehr gross und um so empfindlicher, als er die Kerntruppen des ganzen Belagerungskorps traf. Die Sturmkolonnen zählten zusammen 4000 Mann. Davon fanden sich 77 Offiziere und 3080 Mann tot und verwundet. Die Westfälischen Eliten-Kompagnien hatten 219 Mann verloren, darunter 9 Offiziere tot und 12 verwundet.

In dem Feld-Hospitale fand ich behagliche Ruhe und Erholung. Schmerzen empfand ich nur während des Verbandes oder wenn ich den Arm unvorsichtig bewegte. Nur eine kleine Stelle auf der rechten Schulter in der Grösse eines Knopfes zeigte sich wund; dahingegen war der Arm bis zum Ellenbogen und die ganze Breite der Brust bis über den Nabel hinaus schwarzgrau mit geronnenem Blute unterlaufen. Nach einigen Tagen war ich im Stande, den Arm in der Schlinge, etwas in die freie Luft zu gehen, und nach Verlauf von acht Tagen litt es mich nicht mehr im Hospitale. Ich kehrte zu meiner Kompagnie ins Lager zurück, obgleich ich für den äusseren Felddienst noch unbrauchbar war.

Eines Tages wurde ich zum Obersten berufen. Bei Einhändigung einer an mich direkt gerichteten<sup>1)</sup> Ordre aus dem Hauptquartiere der Division eröffnete er mir, dass ich mit dem am folgenden Tage abgehenden Convoi nach Figueras abgehen müsse, um dort die Beaufsichtigung und das Kommando des Kranken- und Rekonvaleszenten-Depots zu übernehmen. In meiner Instruktion war hervorgehoben, dass die Rücksendung der Rekonvaleszenten zur Armee nicht eher stattfinden dürfe, als bis sie vollständig ihre Kraft wieder erlangt hätten. Ein Armeebefehl verbot bei Todesstrafe die Evakuierung rückwärts über Figueras hinaus, insoweit es sich nicht um völlig dienstunfähige Kranke handele.

Die Einförmigkeit dieses Kommandos wurde nur durch ein freudiges Ereignis unterbrochen. Ich erhielt mein Patent als Premier-Leutnant, wobei ich zur 3. Kompagnie versetzt wurde.

Mit wachsender Ungeduld ersehnte ich meine Zurückberufung zum Regimente; da ... es war am Nachmittage des 30. Juli ... meldete mir ganz unerwartet eine Ordonanz, dass der General Morio eingetroffen sei und befohlen habe mich ungesäumt bei ihm einzufinden. Bei meiner Ankunft im Hôtel

<sup>1)</sup> Die Adresse lautete befremdlicher Weise: «A Monsieur le Lieutenant Baron de Morgenstjern» General Morio hatte mich zum Baron und zum Premier-Leutnant gestempelt, denn nur diese nicht die Sous-Lieutenants wurden «Lieutenant» genannt.

erfuhr ich vorläufig von einem seiner Adjutanten, Hauptmann Placotinus, der mir näher bekannt war, dass der General wegen geschwächter Gesundheit — man sprach von einer galanten Krankheit — sich in ein Pyrenäenbad zu begeben beabsichtige und das Divisions-Kommando einstweilen an den Brigade-General v. Ochs übergeben habe.

Der hohe Herr empfing mich mit einer so ausserordentlichen Zuvorkommenheit, dass ich, der unbedeutende junge Offizier, davon im höchsten Grade überrascht war. Meiner gemessenen militärischen Haltung machte er ein schnelles Ende, indem er mich bei der Hand nahm und mich zu dem Sofa führte, wo ich mich zu ihm niedersetzen musste. Indem er mit einer auf dem Tische befindlichen silbernen Glocke schellte, sagte er mir mit verbindlichem Lächeln: «avant de nous occuper des affaires, nous prenons, s'il vous convient, une petite collation», die der eintretende Kammerdiener sofort servierte. Der General schenkte mir ein Glas Champagner nach dem andern ein. Endlich ging er zu den Geschäften über. Nachdem ich über die dem Armeebefehle entsprechende Evakuierung nach vorwärts rapportiert hatte, tat er die befremdliche Bemerkung, dass es ihm weit angemessener erscheine die aus dem Hospitale entlassenen Mannschaften nach Perpignan zu senden. So sehr der Champagner mein Haupt umwölkte, machte ich doch auf den strengen Armeebefehl aufmerksam und bat um schriftliche Ermächtigung. Er stellte dies in Aussicht und entliess mich mit schmeichelhaften Worten. Die Sache beunruhigte mich sehr. Mit der frühesten schicklichen Tagesstunde begab ich mich zum Hôtel. Zu meinem Schrecken aber fand ich den General nicht mehr, nur Placotinus, der eben zu Pferde steigen wollte. Ohne Säumen erbat ich mir von diesem die versprochene schriftliche Legitimation. Scheinbar verwundert fragte er mich, was ich damit meine, ihm sei nichts bekannt, der General habe keine Befehle für mich hinterlassen. In äusserster Bestürzung teilte ich ihm eilig den Inhalt der Unterredung mit dem General mit. Ruhig entgegnete mir der Hauptmann, er sei nicht autorisiert, mir eine schriftliche oder mündliche Ordre zu hinterlassen, und müsse es mir anheimstellen, den Befehl meines hohen Chefs, wenn er mir einen solchen gegeben, zu befolgen oder nicht. Es könne mir offenbar nicht gleichgültig sein, die sehr günstigen Dispositionen des Generals gegen mich und das Vertrauen, welches er in meine Intelligenz und Hingebung setze — wovon er mir mehrfach und noch gestern die auffallendsten Beweise gegeben habe — so geradehin durch Hintansetzung seiner für das Beste der Truppen an den Tag gelegten Intentionen zu täuschen und mir damit meine künftige glänzende Carriere zu verderben. Meine Bedenken seien übrigens grundlos, da ja der General nicht aus der Welt gehe und immer bereit sein werde, sein gewich-

tiges Zeugnis in die Wagschale zu werfen. Sich mit der höchsten Eile entschuldigend gab er dem Pferde die Sporen und entschwand meinen Augen. Völlig ratlos stand ich da; verwirrend durchzuckten hundert Gedankenblitze mein erhitztes Gehirn. Im halben Tummel eilte ich zu Hause, wo es mir endlich gelang, zur Besinnung zu kommen und die entsetzliche Lage zu übersehen. Das Verfahren des Generals war ohne Zweifel prämeditiert gewesen. Die Verantwortung sollte auf mich allein geladen werden. Das absichtliche Vergessen des schriftlichen Befehls, das tête à tête ohne Zeugen zeugten dafür. Allerdings mochte es wohl ein wichtiger Zweck sein, der die Anwendung solcher Mittel erheischte. Die dem Soldaten von vorn herein zur anderen Natur gewordene Gewohnheit des blinden Gehorsams führte mich dazu, die Mittel zu erwägen, wie den Intentionen des Generals, ohne Aufsehen zu erregen, entsprochen werden könne. Es ergab sich, dass ich, ohne den mindesten Verdacht zu erwecken, die Rekonvaleszenten nach Perpignan an den Oberstleutnant Bussmann dirigieren konnte. An diesen schrieb ich einen ausführlichen Brief und bat um seinen wohlwollenden Rat. Die Antwort besagte, der General habe ihm den Befehl gegeben, falls Rekonvaleszenten beim Depot ankämen, solche in Kasernen dort aufzunehmen und bis auf weitere Ordre zurückzubehalten. So fasste ich den Entschluss, mich dem Willen des Generals zu fügen!!! Die kräftigsten Rekonvaleszenten sandte ich zwar zur Division, die übrigen evakuierte ich nach Perpignan und entzog während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Figueras der Division eine nicht unbeträchtliche Zahl von Mannschaften.

Mein gelähmter Arm besserte sich langsam, dennoch wäre mir meine Zurückberufung von einem Posten, welcher mich täglich an meine Pflichtwidrigkeit und die Gefahr der Entdeckung erinnerte, je früher, je mehr willkommen gewesen. Gesuche beim Bataillon blieben aber erfolglos.

Am 12. August kam der Westfälische Brigade-General v. Hadeln aus Kassel in Figueras an. Er sollte für den inzwischen nach Kassel zurückberufenen General Morio die Division übernehmen. Sofort eilte ich zum Hôtel, um mich dienstgemäss bei ihm zu melden.

Nachdem ich von dem Zustande des Depots Bericht erstattet, bat ich den General inständig mich zurück berufen zu lassen. Der General nahm meine Bitte sehr wohlwollend auf und versprach daran zu denken.

Dem hohen Herrn war die grosse Krankenzahl aufgefallen. Die Division sei ohnerachtet der Nachschübe von Ersatzmannschaften für wenig mehr als eine Brigade anzusehen. Deshalb habe Seine Majestät der König den Divisions-General Morio zurückberufen und das Kommando ihm, dem Brigade-General, übertragen. Diese ganz zufällige Äusserung des ge-

sprächigen älteren Herrn erhellte wie mit einem Zauberschlage das Dunkel. Ich hatte geholfen, dem General Morio seine Zurückberufung, die er aus mehreren Rücksichten sehr dringend wünschte, zu erreichen. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein fernerer Aufenthalt in Figueras wurde mir nun ganz unleidlich, so dass ich meiner früheren Unbesonnenheit eine neue folgen liess. Ich beschloss, mich dem nächsten Convoi nach Gerona anzuschliessen und meine Ablösung an Ort und Stelle zu betreiben. Ich glaubte dieses eigenmächtige Verlassen des mir anvertrauten Postens verantworten zu können, weil ein tüchtiger Unteroffizier mich vertrat. Meinen Burschen liess ich einstweilen mit meinen Effekten noch zurück, und als am 14. August ein von Perpignan kommender Wagenzug die Barrière von Figueras verliess, schloss ich mich ihm an. Ich traf mit einem jungen französischen Artillerie-Offizier meines Alters zusammen, der gleich mir seine Batterie wieder zu erreichen beabsichtigte. Jugendliche Offenheit und Lebendigkeit zog uns zu einander hin. Von der reinsten Gebirgsluft umweht in Mitten einer prachtvollen Natur erfreuten wir uns unseres jugendlich frischen Lebens.

Im anziehenden, lebhaften Gespräche hatten wir ganz unvermerkt und arglos den sehr langsam sich fortbewegenden Wagenzug weit hinter uns gelassen. Mindestens auf Stundenweite von dem Zuge entfernt befanden wir uns mitten in den Gebirgsschluchten, die schon so oft der Schauplatz der schauderhaftesten Metzeleien gewesen waren. Von dichtem Walde zu beiden Seiten der Heerstrasse umgeben, in der tiefsten, nur dann und wann durch den Gesang der gefiederten Bewohner der Lüfte unterbrochenen lautlosen Einsamkeit, wollte mich nachgerade ein unheimliches Gefühl beschleichen, doch hielt mich ein übelverstandenes Point d'honneur zurück, meinem jungen Kameraden gegenüber zuerst Besorgnisse lautwerden zu lassen. Ihm ging es wohl ebenso. Unsere Unterhaltung wurde weniger lebhaft — als plötzlich eine alte, zerlumpfte Frau aus dichtem Gebüsch hervortrat, einen spanischen Gruss murmelte und quer über die Strasse im gegenüberliegenden Walde verschwand. Wie auf Kommando blieben wir gefesselt stehen, und unvermögend, unsere Unruhe länger zu bemeistern, blickten wir verstohlen einander an. Endlich machte sich meine gepresste Empfindung mit der Äusserung Luft, dass die Begegnung eines alten Weibes Unglück bedeute. Jetzt stand auch mein Herr Kamerad nicht länger an, bemerklich zu machen, dass wir uns denn doch mit zu weniger Vorsicht in eine Gefahr begeben, die um so grösser sei, da wir zusammen nur zwei gesunde Arme hätten. Wir überlegten, ob wir besser täten den Wagenzug abzuwarten oder so rasch als möglich bis zu der nach unserer Berechnung etwa noch  $1\frac{1}{2}$  Wegstunden entfernten Zwischenstation Bascara vorzugehen. Wir entschieden uns für

rüstiges Vorwärtsschreiten und gelangten nach halbstündiger Wanderung ins Freie, wo wir von einem hohen Abhange herab das Tal der Fluvia überschauen konnten, welches mein Herr Kamerad mit seinem Taschen-Persepektive sorgfältig durchmusterte. Er entdeckte keine Spur eines menschlichen Wesens. Es wurde uns das unverdiente Glück zu Teil, ungestört Bascara zu erreichen. Unsere dort lagernden deutschen Kameraden empfingen uns einsame Spaziergänger mit unverhehltem Erstaunen und gerechtesten Vorwürfen über unser tollkühnes Wagstück.

Nach etwa zwei Stunden traf auch die Wagenkolonne ein, mit der wir dann den Weg bis Mediña fortsetzten.

Von dort begab ich mich ungesäumt in das Lager unseres Regiments<sup>1)</sup> zum Obersten Legras, der mich anfangs — wie ich es nicht anders erwarten durfte — mit unwilliger Verwunderung empfing. Nachdem ich ihm jedoch mein ganzes Herz ausgeschüttet und ihm das Verhältnis der ihm bis dahin gänzlich unbekannten Intrigue des Generals Morio offen und vertrauensvoll dargelegt hatte, frappte ihn meine Eröffnung sichtbar. Ich gestattete mir ihm bemerklich zu machen, dass unter diesen Umständen es für mich dringend wünschenswert sei, von dem mir anvertrauten Posten entbunden zu werden. Ich bat ihn, sich meiner anzunehmen, und er versprach mir mit wiederkehrendem Wohlwollen seine kräftigste Verwendung. Sie war so wirksam, dass ich schon am nächsten Morgen die Ordre erhielt, mich bei meinem neuen Kompagnie-Chef, Hauptmann Bode, zum Dienste zu melden und nicht wieder nach Figueras zurückzukehren. Die möglichen Folgen meiner Handlungsweise blieben aber nach wie vor so zweifelhaft, dass selbst mein gütiger Oberst mir die Abwendung derselben nicht geradehin garantieren zu können erklärte, mir aber vor Allem das unverbrüchlichste Schweigen darüber gegen Jedermann ohne Ausnahme empfahl. Schon in der nächsten Zeit erfuhr ich, dass die von mir nach Perpignan evakuierten Rekonvaleszenten successiv bei der Division wieder eintrafen.

Vor Gerona war nach gänzlichem Misslingen des Sturmversuches auf das Fort Montjouy die regelrechte Fortführung der Laufgräben bis auf den Rand des Glacis unvermeidlich geworden. Mit Benutzung einer Grabenverbindung zwischen den Forts St. Louis und Montjouy waren die Approchen unter unsäglichen Schwierigkeiten vorgetrieben. Es waren vorzugsweise die deutschen Truppen — Berger, Würzburger und Westfalen —, denen diese Last

<sup>1)</sup> Das Lager befand sich am Rande der bewaldeten Höhe, welche rechts durch eine tiefe von einem Waldbache durchströmte Schlucht von St. Martyr, wo das Hauptquartier der Division sich befand, getrennt war. An diesem Bache lag eine Mühle, in der ich bald darauf Entsetzliches erleben sollte.



zufiel. Ungemein beschwerlich war es und kostete viel Zeit, die Erde zur Füllung der Schanzkörbe und Erdsäcke aus den Talgründen bergauf an ihre Bestimmungsorte zu tragen. Diese mühsamen Arbeiten kosteten viel Menschenleben, ebenso die Deckung derselben gegen unausgesetzte Beunruhigung von Seiten der Festung und von aussen. Die Hospitäler füllten sich mit Kranken.

Bis zum 12. Juli waren die Arbeiten so weit vorgeschritten, dass gegen den halben Mond des Fort Montjouy eine Bresch-Batterie errichtet und der Mineur angesetzt werden konnte. Noch zwei Mörser-Batterien und eine zwölfpfündige Kanonen-Batterie zwischen den Forts Daniel und Narcisse traten in Tätigkeit.

Zu Anfang August endlich wurde die Mine gezündet und legte eine nicht unbedeutende Bresche in den halben Mond. Die Explosion hörte ich ganz deutlich in Figueras.

In derselben Zeit wurde das Kloster St. Daniel erstürmt, ein Punkt, dessen Besitz nach seiner Lage von grosser Wichtigkeit war.

Am 4. August wurde endlich der halbe Mond des Forts Montjouy erstürmt.

Die Angriffsarbeiten gegen den Hauptwall des Forts Montjouy waren nun gleichfalls bis an den Rand des Grabens vorgeschritten und eine regelrechte Bresch-Batterie errichtet. Diese leistete sehr bald eine diesesmal gangbare Bresche.

Am 10. August machten die Belagerten den energischen Versuch, mittels zweier Ausfälle die verlorene Position des Klosters St. Daniel wieder zu gewinnen und zugleich unsere Arbeiten gegen das Fort Montjouy zu zerstören. Jener ward durch die Tapferkeit und Ausdauer der braven Würzburger völlig vereitelt. Dagegen war der erste Anlauf der Spanier auf die von unseren Westfalen besetzten Laufgräben so überraschend, dass es gelang einige Geschütze zu vernageln und die Faschinen und Schanzkörbe in Brand zu stecken. Allein ein Bataillon Westfalen, welches bei den Ruinen des zersprengten Forts Johann im Bivouak stand, wurde schleunigst herangezogen. Nach hartnäckigem Gefechte, wobei man sich mit Bajonett und Kolben schlug, wurden auch hier die Spanier mit grossem Verluste zurückgetrieben. Nun galt es, die zerstörten Arbeiten schleunigst wieder herzustellen. Zu dieser gefährvollen Arbeit im nächsten Bereich des feindlichen Geschütz- und Musketenfeuers waren unsere jungen Soldaten schwer anzutreiben. Da ergriff Hauptmann v. Westphalen einen Schanzkorb, Schaufel und Schlägel, trieb die Pfähle in den Boden und füllte den Schanzkorb mit Erde. Staunend sahen ihm seine Soldaten zu, dann aber stürzt die Kompagnie, dann Alles, was Hände und Füsse hat, herbei und in kurzer Zeit ist der Schaden gebessert. Ehre dem braven Hauptmanne!

Nach diesem misslungenen Ausfalle erkannte der Feind die Fruchtlosigkeit aller seiner Anstrengungen, das Fort Montjouy länger zu behaupten. Ohne es auf einen zweiten Sturm ankommen zu lassen, zog sich die Besatzung des Forts in der Nacht des 11. August in die Festung zurück. Man hatte eine Zündwurst an das Pulvermagazin gelegt, aber dieselbe war erloschen ohne zu zünden.

Aus den bei Einnahme des Forts vorgefundenen Armeebefehlen p. p. entnahm man mit Staunen, dass während des ersten Sturmes zwei Kompagnieen Frauen und Jungfrauen — sie führten die Bezeichnung St. Barbara — an der Verteidigung tätigen Anteil genommen hatten. Sie hatten Gewehre geladen, Munition herbeigeschafft, siedendes Öl und Pech bereitet, Handgranaten geworfen, Verwundete hinweggeführt und verbunden.

Nach Eroberung des Forts Montjouy waren die Belagerungsarbeiten mit verdoppelter Anstrengung gegen die von dieser Seite nunmehr aller detachierten Werke beraubte Umwallung der Stadt fortgesetzt worden. Dabei bot der von beiden Seiten schroff abfallende Taleinschnitt ein sehr bedeutendes Hindernis.

Es waren drei Bresch-Batterieen vorgesehen: eine gegen das Quartier des Allemands, eine gegen Bastion Christophe und eine gegen die bis auf den diesseitigen Talrand vorspringende gemauerte Umwallung der Stadt. Aber die Terrainschwierigkeiten verhinderten es, sie in einer solchen Nähe anzulegen, dass ihre Wirkung sicher war.

Der Feind hatte auf dem Gewölbe der Kathedrale zwei Geschütze von schwerem Kaliber placiert, mit denen er unsere Arbeiten dergestalt störte, dass man sich genötigt fand, die Approchen zwischen dem Fort Montjouy und den Bresch-Batterieen auf die allerbeschwerlichste Art und Weise zu sichern. Die Laufgräben mussten nämlich ganz ungewöhnlich erhöht und verstärkt werden. Diese Arbeiten waren bei dem felsigen Boden im nächsten Bereiche des feindlichen Feuers sehr zeitraubend und gefahrvoll. Obgleich sie nur bei Nacht vorgenommen wurden, entdeckte der Feind durch Leuchtkugeln jedesmal die Arbeitsstellen.

Zur Zeit meines Wiedereintreffens, etwa am 16. und 17. August, waren diese Arbeiten im vollen Gange. Die Westfälische Division musste dazu allnächtlich 8—9000 Mann stellen.

Einige Tage darauf wurde ich zum Arbeits-Kommando nach Fort Montjouy beordert. Mir waren 120 Mann mit den nötigen Unteroffizieren zugeteilt. Ich hatte um Mitternacht ein bereits dort befindliches Kommando abzulösen. In zwei zu dieser Zeit vollendete Bresch-Batterieen sollten wir die Geschütze hineinschaffen.

Bei meiner Ankunft im Fort wurde mir von dem die Arbeit leitenden Ingenieur-Offizier die Weisung erteilt, Waffen und Gepäck der Leute ablegen und dieselben so lange sich niederlegen zu lassen, bis die Ablösung der noch tätigen Abteilung vorgenommen werden könne. Nachdem ich nun einen gegen das unausgesetzte Feuer tunlichst gesicherten Platz für meine Mannschaften ausgewählt hatte, fand ich in der Nähe derselben auch für mich ein Ruheplätzchen unter dem niederen Walle der Flanke des westlichen Bastions, wo ich mich niederlegte und auf der Stelle einschlief, weil in Folge der Vorempfindungen einer sehr langwierigen Krankheit eine grosse Müdigkeit mich befallen hatte. Ich mochte etwa eine Viertelstunde fest geschlafen haben, als ich urplötzlich von einem furchtbaren, donnerähnlichen Getöse aufgeschreckt wurde. Die Erschütterung war so gewaltsam, dass ich, keines meiner Sinne mächtig, gleich einem Wahnsinnigen hin und her taumelte und endlich zwischen meine gleichfalls erwachten Soldaten geriet, wo ich erst nach langen Bemühungen der Unteroffiziere, denen mein Zustand freilich ganz unerklärlich sein musste, nach und nach wieder zum Bewusstsein meiner selbst gelangte. Es stellte sich heraus, dass ich dicht unterhalb der Mündung eines Vierundzwanzigpfünders geschlafen hatte, der alle halbe Stunde einen Schuss abgab. Es wurde viel gelacht; aber dennoch blieb ich in einem Zustande, dass ich, als mein Arbeitskommando in Tätigkeit trat, einem Träumenden gleich, rein mechanisch meine Anordnungen traf.

Unsere Aufgabe war, acht schwere Belagerungsgeschütze, deren Räder zur Vermeidung jedes in die Ferne dringenden Geräusches mit wollenem Material umwickelt waren, unter Benutzung der in die beiden Bresch-Battereien führenden Laufgräben steil bergab zu leiten. Anfangs wurde diese Arbeit, welche die Anwendung aller Mittel der Mechanik und die äusserste Kraftanstrengung der Arbeiter erforderte, ohne Störung bewerkstelligt. Ich selbst hatte dabei wenig zu tun. Es lag mir nur ob, die Mannschaften zu überwachen und zur rastlosen Tätigkeit aufzumuntern. Da die Arbeit nach zwei verschiedenen Richtungen, je nach der Lage der beiden zu armierenden Battereien meiner Aufsicht bedurfte, so bewegte ich mich von einer Arbeitsstelle zur andern. Rabenschwarz war die Nacht! ... Da — der stets aufmerksame Feind musste ohnerachtet unserer fast geräuschlosen Arbeit etwas verdächtig Tönendes bemerkt haben — blitzt es auf; drei bis vier Leuchtkugeln erhellen in verschiedenen Richtungen die Nacht zum Tage! Von allen Seiten durchschneiden die Feuerbahnen von Bomben und Granaten die Luft! Ich befand mich gerade mitten zwischen den zwei Arbeitsplätzen ganz allein. War es mein unglücklicher Krankheitszustand, war es die Nachwirkung des sinnverwirrenden Schreckens; kurz das neue, eben so plötz-

lich die lautlose Stille unterbrechende donnernde Getöse ergreift mich mit so erschütternder Gewalt, dass ich, mich augenblicklich ganz allein und unbeobachtet sehend, mich niederwerfe und klopfenden Herzens mehrere Minuten lang in dieser Lage verharre!!! Möge ein Jeder, der diese Zeilen liest, mich verurteilen, ich selbst kann und werde bis an das Ende meines Lebens mein eigener strengster Richter bleiben. Heissen Dank meinem Geschicke, welches es gnädig gefügt, dass jene Augenblicke von Niemandem beachtet vorübergegangen sind.

Wenige Minuten nur dauerte dieser Zustand. Eine von neuem in meiner unmittelbaren Nähe krepierende Granate rüttelte mich auf. Meine krankhafte Aufregung schlägt in das Gegenteil über. Ich fliege zu dem nächsten Arbeitsplatze, mich absichtlich blossstellend und mit lauter Stimme die Leute aufmunternd. Die immer gefährvoller werdende Lage, welche die angestrengteste Aufmerksamkeit und Besonnenheit nötig machte, brachte mich wieder zu mir selbst.

Endlich war unser nächtliches Werk vollendet, und es ward uns noch die Genugtuung, dass vor unserm Abzuge unsere schweren Geschütze, deren Aufstellung so grosse Anstrengung und Opfer gekostet hatte, das feindliche Feuer donnernd erwiderten.

Wir hatten nicht unerhebliche Verluste an einigen Toten und mehreren Verwundeten erlitten, und doch stand uns noch ein schmerzliches Opfer bevor, welches namentlich auf mich einen neuen erschütternden Eindruck machte.

In die äussere Ringmauer des Forts zurückgekehrt, liess ich Appell halten, um unsere Verluste zu konstatieren und den Empfang der üblichen Remuneration für die geleistete Arbeit, in diesem Falle 1 Frank für den Mann, besorgen zu lassen. Eben war ein neues Arbeitskommando eingerückt. Ich stand mit einigen Offizieren und meinem Sergeanten, einem jungen gebildeten Manne Namens Knoblauch, Sohn eines hessischen Predigers, der mir über das Ergebnis des abgehaltenen Appells Rapport machte, im Kreise zusammen, da zischt eine Granate über uns hinweg, schlägt platzend gegen das Mauerwerk, überschüttet uns mit Steinen und Granatstücken, deren eines meinem armen, mir rapportierend unmittelbar gegenüberstehenden Sergeanten die halbe Hirnschale hinwegriss. Der Ärmste lebte noch fast zwei Tage und endete unter den unsäglichsten Schmerzen.

Ich hatte im Verlauf weniger Stunden Entsetzliches erlebt, und dennoch blieb mir noch ein Ereignis vorbehalten, dessen Ausgang leicht unheilvoll für mich persönlich hätte ablaufen können.

Da ich mit meinem Detachement spät Abends aus dem Lager abmarschiert

war und morgens nach Erlasse von Parole und Feldgeschrei zurückkehrte, war mir die Weisung erteilt, mir das neue *môt de ralliement* bei Gelegenheit meines Marsches über die Brücke zwischen Sarria und Puente-major von dem dortigen Platzoffizier geben zu lassen. Meine Leute waren ermüdet, ich selbst abgespannt; daher erschien mir das Aufsuchen des Kommandanturbureaus in einer der beiden langgestreckten Ortschaften lästig. Auch war es schon heller Tag, und ich hatte nur mit einer Schildwache meines Bataillons in nächster Nähe des Lagers zu schaffen. Ich wähnte, dass man mich unbedenklich passieren lassen werde. Dabei hatte ich freilich nicht bedacht, dass nach dem neulich stattgehabten Durchschleichen von 800 Spaniern mitten durch unsere Postenkette die schärfsten Ordres für alle Wachen und Posten gegeben waren. Plötzlich erschallt das *«qu'y-rit»* unseres Lagerpostens kaum 50 Schritte vor mir. *«Arbeitstrupp vom 2. Regiment!»,* rufe ich entgegen. *«Ralliement!»* ertönt es zurück, und der Posten macht das Gewehr zum Schusse fertig. Ich rufe dem Manne zu, dass ich das Wort noch nicht empfangen habe; der Voltigeur aber in seinem rücksichtslosen Diensteifer ruft zum zweiten und dritten Male *«Ralliement!»*, schlägt das Gewehr an und ... der Schuss fliegt klirrend durch die Bajonette meiner Mannschaft, wonach er kaltblütig wieder zu laden beginnt. Rasch aber bin ich ihm in zwei Sätzen zur Seite und verhindere ihn zum zweiten Male zu feuern. Gleichzeitig erscheint eine Patrouille vom nahen Wachtposten, um sich nach der Veranlassung des Schusses zu erkundigen, wonach denn endlich mein ganz unverdächtiges Arbeits-Kommando passieren darf. Der Vorfall wurde dem Bataillonschef, Oberstleutnant Lorsbach, gemeldet, von dem ich vorläufig einen wohlverdienten scharfen Verweis erhielt. Oberst Legras erkannte durch Regimentsbefehl die streng dienstgemässe Aufmerksamkeit des Voltigeurs lobend an und beförderte ihn zum Korporal, mir aber gab er nur eine väterliche Zurechtweisung. Der neue Korporal gestand mir, dass er mich sogleich auf den ersten Blick erkannt habe. Er hatte so hoch gezielt, dass er Niemanden treffen konnte.

Die Vorempfindung meines krankhaften Zustandes hatte mich keineswegs getäuscht. Schon am nächstfolgenden Tage liess der Regiments-Arzt mich in ein improvisiertes Krankenhaus bringen, welches er in einer unmittelbar unterhalb unseres Lagers belegenen verlassenen Mühle<sup>1)</sup> eingerichtet hatte.

Das war der Anfang einer mehr als fünf Monate andauernden Leidenszeit, die mich in der eintretenden Krisis meinem Lebensziele nahe führte, und die

<sup>1)</sup> Siehe Anmerkung Seite 30. Das Wohnhaus der Mühle war im Erdgeschoss mit 10 bis 12 Kranken belegt. Im einzigen Mansardenzimmer, eine Treppe hoch, lag ich mit meinem Burschen.

nur meine ungeschwächte Jugendkraft, die liebevolle Teilnahme guter Menschen und die Unterstützungen meiner guten Eltern an Gelde mich haben überstehen lassen.

Kalte Fieberschauer mit allen ihren schwächenden Symptomen und daneben eine über meinen ganzen Körper mit Ausnahme des Kopfes erblühende Krätze brachten mich in wenigen Tagen dergestalt herunter, dass ich buchstäblich keines meiner Glieder mehr in der Gewalt hatte. Mein neuer Aufwärter — meinen guten Riechel hatte ich bei der Grenadierkompagnie zurücklassen müssen — musste mich gleich einem machtlosen Säuglinge füttern und behandeln.

Mein Krankenlager in der Mühle erhielt eine plötzliche Unterbrechung.

Es war am 1. September bei Anbruch des Tages. Eine halb in Wachen, halb in wilden Traumphantasien verbrachte Fiebernacht hatte mir gegen Morgen etwas ruhigeren Schlummer gewährt, als ich plötzlich durch ein lebhaftes Tirailleurfeuer aufgeschreckt wurde. Meine Abspannung war jedoch so gross, dass es einer geraumen Zeit bedurfte, bevor ich mir des möglichen Zusammenhanges der Dinge einigermaßen bewusst werden konnte. Dann weckte ich meinen fest schlafenden Aufwärter und beauftragte ihn über den Grund des anhaltenden Feuers Erkundigungen einzuziehen. Nach wenigen Minuten schon kehrt er atemlos wieder zurück, indem er mir in ängstlicher Hast entgegenruft, dass das Bataillon in vollem Rückzuge bereits am unteren Abhange des Berges angelangt sei. Die unter mir belegenen Zimmer der Mühle seien bereits von Kranken geräumt worden. Gleich darauf erscheint in grosser Eile unser Regiments-Arzt auf der Türschwelle und mit dem Ausrufe: «Grosser Gott, man hat Sie vergessen!» berichtet er mir in geflügelten Sätzen, dass ein überlegenes spanisches Armeekorps, die Abwesenheit des grössten Teils unserer Truppen benutzend, die Position der Westfalen angegriffen habe. Die augenblickliche Unhaltbarkeit derselben habe den General v. Hadeln<sup>1)</sup> bewogen, die Division rückwärts bei Puente-major und Sarria zu konzentrieren. Er — der Oberstabsarzt — habe deshalb schon vor einer halben Stunde Mannschaften geschickt, seine Ambulance zu räumen, wobei der Unteroffizier mich vergessen zu haben scheine. Er selbst habe sein in meinem Zimmer aufbewahrtes Besteck vergessen, weshalb er noch einmal zurückgekehrt sei. Ich möge mich schleunig zu retten suchen, da feindliche Tirailleurs schon in das Lager eingedrungen seien. Er wolle suchen, mir Hilfe

<sup>1)</sup> General v. Hadeln blieb tödlich getroffen gleich im ersten Tirailleurkampfe, den er mit grosser Entschlossenheit eingeleitet hatte. Der an seine Stelle tretende General v. Ochs musste sich dann noch weiter zurückziehen, wo er im Schutze der genommenen kleinen Forts eine bessere Stellung fand.

entgegen zu senden. — Fort war er, mich in der furchtbarsten Lage zurücklassend!

Ich versuchte es, mich mit Hilfe meines Burschen von meinem Schmerzenslager zu erheben; — vergebens! — Ich war völlig ausser Stande, mich aufrecht zu erhalten, vielweniger mich fortzubewegen. Mit meiner Hinfälligkeit wächst die Energie meines braven Burschen. Er erinnert sich, dass mein Hauptmann ein Maultier in dem Stalle der Mühle untergebracht hat. Er findet das Tier, bindet einen daliegenden alten, gurtellosen Sattel mit Stricken fest, zieht einen Strick zaumähnlich durch das Maul und geleitet mich halb gehend, halb mich tragend die Treppe hinab. Meine Not trieb mich mit unsäglichem Anstrengung mit Hilfe meines Dieners in den Sattel. Jetzt aber zeigte das Maultier sich so stätisch, dass nicht Zuruf noch Schläge es von der Stelle zu bringen vermochten. Hinten und vorn ausschlagend drehte es sich fortwährend im Kreise, so dass mein Bursche die äusserste Mühe hatte mich auf dem Tiere festzuhalten. Da — in halber Verzweiflung einsehend, dass ich doch verloren sei, sage ich meinem Helfer, dass er mich meinem Schicksale überlassen und sich selbst retten möge. Mit leuchtendem Auge, leisen Vorwurf in Blick und Stimme, erwiderte mir der brave Mann: «Das wäre grundschlecht; wo Sie bleiben, bleibe ich auch.» Und dieser Mann war erst etwa seit acht Tagen in meinem Dienste und kannte mich, der ich krank und schweigsam war, noch sehr wenig. Nur das reinste menschliche Gefühl konnte ihn bewegen, bei mir auszuharren und das wahrscheinlich bevorstehende schreckliche Los mit mir zu teilen. Der Name des Braven, eines biedereren Churhessen, ist Wagener. Er hat später, wie so viele, in Spanien sein Lebensziel gefunden.

Unser kurzes Zwiegespräch wurde plötzlich durch einen einzelnen, offenbar uns Beiden geltenden Schuss unterbrochen. Die Kugel piffte über uns hinweg. Wir waren also entdeckt. Aber gerade dies gereichte uns zum Heil. Der Esel hört den Knall, spitzt die Ohren und setzt sich in scharfen Trab. In kurzer Zeit erreichen wir die Ebene, wo wir einige hundert Schritte vor uns das eilig sich zurückziehende Bataillon gewahr werden. Ich war gerettet! Ein heisser Dankesblick nach Oben, — einige herzliche Worte gegen meinen Retter erleichterten die gepresste Brust.

Es war in der Tat eine an's Wunderbare grenzende Rettung. Ausser mir war nämlich bei dem eiligen Rückzuge — *horribile dictu* — die Fahne vergessen worden. Nur aus diesem Grunde hatte sich das Bataillon nochmals des verlassenen Lagers mit Sturm bemächtigt. Nur dadurch hatten wir Zeit zur Rettung gewonnen.

Zum Verständniss der ganzen Lage, in welcher dies merkwürdige Erlebnis

mich traf, muss bemerkt werden, dass St. Cyr<sup>1)</sup> gegen Ende August Nachrichten über den Anmarsch eines spanischen Korps unter dem General Blake erhalten hatte und willens war, ihm mit seinem bei Fornell stehenden durch grosse Teile des Belagerungskorps verstärkten Observationskorps entgegen zu rücken. Aber Blake kam mitten durch das Gebirge am linken Ufer des Ter, trieb unsere Vorposten im ersten Anlaufe zurück und griff die fast allein vor der Festung zurückgelassene in ausgedehnter Stellung auseinander gezerrte Westfälische Division an. Er warf sie auf Sarria zurück, zerstörte unsere Bombenbatterie auf dem Mamelon-vert und warf 3000 Mann mit Munition und Lebensmitteln in die Stadt. Nach Ausführung dieses meisterhaften Coups verharrete Blake noch bis zum Abend in der eingenommenen Position unserer Division und nahm sodann seinen Rückzug ins Gebirge.

Bei meiner Ankunft in Sarria wurde ich vorläufig nach dem Montjoux dirigiert, kam dann aber in Puente-major unter Dach.

Ich war sehr krank! — Der Tag mit seinen Schrecknissen, wirklichen Gefahren und grossen Beschwerden hatte mich im äussersten Grade angegriffen. Meine Fieberanfälle wurden in den nächsten Tagen immer heftiger und bedenklicher; dennoch durfte der Regiments-Arzt immer noch nicht daran denken, seinen Vorsatz, mich nach Figueras zu schicken, auszuführen. Die Sicherheit der Kommunikationen war um diese Zeit zu sehr gefährdet. Neben meinem Zimmer waren der Generalin Jouba, die ihren Gemahl stets begleitete, einige Piecen eingeräumt. Dort brachte man am Abend des 6. Septembers die Leiche des auf einer Expedition gegen Blake gefallenen Generals Jouba so unvorbereitet der Gattin, dass sie in herzerreissende Wehklagen ausbrach, von denen mir kein Laut entging. Bei meinem tiefen Mitgefühl wurde mir dies sehr nachteilig. Dies veranlasste den Arzt, mich schon am 8. September nach Figueras transportieren zu lassen.

Mit mir zugleich wurde mein Jugendfreund, Leutnant Ebeling, transportiert. Er war am Nervenfieber schwer krank. Beim Überfalle des General Blake hatte er sich schwer erkältet, während er beim Durchwaten des Ter dem braven Hauptmanne de Picot das Leben rettete. Nach etwa achttägigem Krankenlager im Hospitale von Figueras, wo er mein Bettnachbar war, endete er sein junges hoffnungreiches Leben.

Der Eindruck, welchen dieser Todesfall auf mich machte, war tief und erschütternd. Auch ich sah mein nahes Lebensziel vor Augen. Mit bitteren Tränen gedachte ich meiner armen lieben Mutter, wenn sie meinen frühen Tod erfahren würde. Aber auch hier bewährte sich mein gutes Glück. Ich

<sup>1)</sup> St. Cyr war gegen Ende Juni vor Gerona eingetroffen und hatte sein Hauptquartier in Fornell genommen.



erhielt einen aufmunternden Stubengenossen. Es war ein alter Kamerad, Premier-Leutnant Reck aus Gandersheim. Er hatte in der preussischen leichten Infanterie den Feldzug von 1806 mitgemacht. Dieser durchaus kräftige, praktische Mann verstand es meisterhaft, mich aus meinen apathischen Träumen emporzurütteln. Seinen unablässigen Bemühungen gelang es auch, unsere Evakuierung nach Perpignan durchzusetzen.

Dort fanden wir bereits mehrere Westfälische Offiziere, darunter alte Braunschweiger: Hauptmann Langheld, der am Blutsturze verschied<sup>1)</sup>, Hauptmann Hohnstein, beim Sturme von Montjoux verwundet, der dem Typhus erlag, Leutnant v. Bärtling und mein intimer Freund Leutnant und Adjutant-Major Bucher<sup>2)</sup>.

Der Krankenpflege dienten Damen aus dem Orden der barmherzigen Schwestern (*soeurs grises*). In dieser Beziehung blieb uns nichts zu wünschen übrig. Sie sorgten für Reinlichkeit und frische Luft. Ein geschultes Personal stand ihnen zu Gebote.

Anders stand es dagegen mit der Beköstigung und ärztlichen Behandlung. Schon forderte der Hospital-Typhus unverhältnismässig grosse Opfer.

Dem alten mürrischen Ober-Arzte lag Reck vergeblich unaufhörlich in den Ohren. Zum Glück erschien zu dessen Vertretung eines Tages ein jüngerer Arzt. Diesem trug Reck alle unsere gerechten Beschwerden vor und hatte damit einen eigenartigen Erfolg. Der seinen Oheim acht Tage lang vertretende junge Arzt erschien nämlich eines Abends vertraulich und erklärte, der einzige Rat, den er zu geben vermöge, bestehe darin, je eher je besser das Hospital zu verlassen, uns in der Stadt einzumieten und uns der Behandlung unseres eigenen beim Depot anwesenden Arztes anzuvertrauen. Hier im Hospitale sei kein Heil für uns, hier würden wir im Verhältnisse von Zehn gegen Eins dem Typhus erliegen. Missbräuche, deren Verzweigung bis in die höchsten Kreise ihre Aufdeckung verhindere, hätten solche Zustände verschuldet. Nicht blos die Verpflegung, nein selbst die Lieferung von Arzneien sei an den Mindestfordernden verhandelt. Ein Jeder, bis zum Küchenjungen herab, suche seinen Vorteil. Reck und ich waren ganz von Geldmitteln entblösst, denn wir hatten beide bei dem Überfalle am 1. September unsere gesamten Effekten eingebüsst. Aber Reck wusste bei der Kasse unseres Regiments-Depots eine Anleihe gegen Schuldschein zu machen, welche demnächst meine gute Mutter eingelöst hat. Für Bärtling und mich

<sup>1)</sup> Bei der Expedition unter Jouba gegen Blake, an der die ganze Westfälische Division Teil nahm, war er am 6. September vor die Brust getroffen. <sup>2)</sup> Adolph Bucher, ein alt-braunschweigischer Offizier, ist 1812 in Russland geblieben. Er hat mir seine eigenhändigen Aufzeichnungen hinterlassen.

wurde dann ein gemeinschaftliches, anständiges und wenig kostbares Quartier gemietet. Zu unserer Wartung und Pflege hatte der Oberstleutnant Bussmann einen Soldaten des Depots als Aufwärter und Koch gegeben, dem sich freiwillig die Sergeanten Sack und Gärtner zugesellten.

Am Schlusse des Monats November trat bei mir eine schlimme Krisis ein. Der Arzt wollte, bevor das klimatische kalte Fieber mich verlassen hatte, die Krätze vertreiben. Er ordnete an, dass mein Aufwärter am möglichst verstärkten Kaminfeuer successiv jedes meiner Gliedmassen mit warmem Wasser waschen und sogleich wieder trocknen solle. Danach durchschauerte mich ein Fieberfrost, und schliesslich verfiel ich in hitziges Fieber, Irrereden und Tobsucht. Ich sang in diesem Zustande französische Opernarien, deklamierte Horazische Oden und rezitierte Ciceronische Reden. In wilden Phantasieen stiess ich Schlachtrufe und Kommandoworte heraus. Der Arzt, den Sack aufgesucht hatte, verordnete, dass ich durch zwei starke Männer fortwährend festgehalten werden sollte. Das Feuer im Kamin wurde stark angefacht, mir unausgesetzt erwärmte Betten übergedeckt, um mich in Schweiss zu bringen. Die beiden Sergeanten und mein Bursche taten ihr möglichstes. Sie bewogen mich sogar durch liebevolles Zureden zum Einnehmen der kräftigen Arznei. Endlich gegen Morgen verfiel ich in ruhigen Schlaf und so starken Schweiss, dass alle meine Betten buchstäblich durchnässt waren. Als ich nach langem, festen Schläfe gegen Mittag erwachte, erkannte ich zuerst den treuen Sack, welcher überglücklich war, als ich ihm lächelnd zunickte. Als der Arzt kam und den auf meinem Körper neu erblühten Ausschlag entdeckte, erklärte er mich für gerettet.

Nach Sacks ausführlicher Erzählung konnte es uns nicht zweifelhaft sein, dass die Anordnungen des Arztes mich an den Rand des Grabes gebracht hatten. Ich liess daher jenen jungen Arzt ausforschen, der uns im Hospitale den Rat zur Flucht erteilt hatte. Dieser übernahm bereitwillig unsere fernere Kur bis zu meiner Genesung.

Über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze während meines Krankens lagers bin ich namentlich durch meinen Freund Bucher, der längst wieder genesen und zur Armee abgegangen war, unterrichtet worden<sup>2)</sup>.

Nachdem die in Folge des Überfalls am 1. September z. T. zerstörten Belagerungsarbeiten wiederhergestellt waren und die Bresch-Batterieen drei gangbare Breschen geschossen hatten, war für den Nachmittag des 19. September ein umfassender Sturm in vier Kolonnen angeordnet worden. Der Disposition gemäss sollte das Regiment Würzburg, mit dem 3. Westfälischen Regimente in der Vorstadt Pedrét in Reserve, die Bresche oberhalb des fran-

<sup>2)</sup> Siehe Anmerkung Seite 39.

zösischen Tores erstürmen. Eine zweite Kolonne von französischen Truppen war gegen die Bresche in Bastion Christophe, eine dritte aus den beiden Bergischen Regimentern gegen die Kaserne der Deutschen bestimmt. Eine vierte Kolonne aus Italienern und Neapolitanern hatte die Aufgabe, mit Umgehung des Turmes von Geronella dessen Besatzung zu beschäftigen und nach den eventuell gelungenen Angriffen der drei andern Kolonnen in die Porte de secours einzudringen.

Die braven Würzburger erstiegen wirklich die Bresche; hier aber befanden sie sich am Rande eines steilen Felsens, wo sich der Feind in den fest verbarrikadierten Trümmern eines massiven Klosters mit einer so seltenen Hartnäckigkeit verteidigte, dass die heldenmütigste Anstrengung des tapferen Regiments daran scheiterte. Es musste mit grossem Verluste den Rückzug antreten.

Die drei anderen Kolonnen passierten unterhalb des Klosters Daniel den Bach und dirigierten sich nach den ihnen angewiesenen Punkten.

Die Kolonne der Franzosen wurde schon im Anlaufe gegen Bastion Christophe durch das heftige Feuer der Batterie des Sarrzins dergestalt flankiert und niedergeschmettert, dass sie sich schleunig zurückziehen musste.

Die Bergischen Regimenter nahmen, gleich den Würzburgern, die Bresche der deutschen Kaserne; aber die Hindernisse, welche hier eine sehr steile 30 Fuss hohe Böschung darbot, und eine Flut von Bomben, Granaten, Pulversäcken usw. störten Ordnung und Zusammenwirken so unentwirrbar, dass sie sich gleichfalls unverrichteter Sache zurückziehen mussten.

Die vierte Kolonne hatte indessen mit der Besatzung des Turmes von Geronella geplänkt und versuchte nach dem Rückzuge der Bergischen noch einmal den Sturm auf die Kaserne der Deutschen; aber er misslang unter schweren Opfern. Man überzeugte sich, dass fernere Versuche gleich erfolglos sich zeigen würden, oder doch mit so unverhältnismässigen Opfern würden erkaufte werden müssen, dass eine völlige Desorganisation der schon sehr decimierten Belagerungstruppen zu befürchten sei. Ausserdem war es dem Kommando des Belagerungskorps nicht fremd geblieben, dass schon ein grosser Mangel an Mundvorrat und Munition in der Festung sich geltend mache.

Man fand es daher der Lage der Dinge angemessen, die Belagerung in eine enge Blockade zu verwandeln und sich durch Anlegung von Feldverschanzungen gegen aussen zu decken.

Gegen Mitte Oktober übernahm der Marschall Angereau das Kommando des 7. Armeekorps in Catalonien, und zu Anfang des Novembers verliess uns der bisherige Chef des Belagerungsheeres, General Verdier, um das Kom-

mando der Division Souham zu übernehmen. Er wurde durch den Divisions-General Amey ersetzt.

Es ging im Belagerungsheere allgemein das Gerede, dass der Kaiser Napoleon, über die ungebührlich lange Verzögerung der Besitznahme von Girona aufs Äusserste aufgebracht, mit frischen, geistigen Elementen energische Fortschritte erzielen wolle.

Marschall Angereau bedurfte eines Zeitraums bis zu Anfang Dezembers, um die Verhältnisse zu übersehen und nach seinen Ideen zu ordnen.

Zunächst liess er, um der Form zu genügen, die Festung nochmals auffordern, sich zu ergeben; aber der Parlamentär wurde mit Flintenschüssen zurückgewiesen. Am 2. Dezember wurde die förmliche Belagerung mit Nachdruck wieder aufgenommen. Alle unsere Batterien eröffneten ein unausgesetztes Feuer. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz und der Krönung Napoleons. Man benutzte ihn zu einem ersten Erfolge. Die Italiener erstürmten die Vorstadt de la Marine. Neue Batterien wurden errichtet. Eine derselben bestrich die Bresche oberhalb des französischen Tores im Rücken. Sie lag beim Fährhause am linken Ufer des Ter. Eine Batterie beschoss vom linken Oüafer das Carmelitor und den Turm daneben.

In der Nacht vom 6. zum 7. Dezember wurde die Vorstadt Geronella von den Bergischen und Würzburgern unter Kommando des Obersten Gayler erstürmt. In derselben Nacht kam die Redoute de la Ville durch einen überraschenden *Coup de main* in die Hand der Italiener. Der italienische Bataillonskommandeur hat mir diesen Vorfall später<sup>1)</sup> persönlich ganz genau geschildert. Irgend eine festliche Veranlassung hatte am Abend des 6. Dezember die Offiziere seines Bataillons zum fröhlichen Male versammelt. Wein und kameradschaftlicher Frohsinn äusserten ihre natürliche Wirkung, und die Klarheit der Anschauungen Aller einschliesslich des Chefs war allgemach solchen Einflüssen gewichen. Da plötzlich unterbricht eine aus dem Hauptquartier kommende Ordre, deren ganz besondere Dringlichkeit der Umschlag bezeichnet, das heitere Getümmel. Die Ordre lautet, dass das Bataillon unmittelbar nach Empfang eine *fausse attaque* gegen die Redoute de la ville zu machen habe, um die Aufmerksamkeit der Belagerten von der Vorstadt Geronella abzulenken. Mit lautem Jubel begrüsst Alle den Ruf zu den Waffen; noch ein volles Glas auf glücklichen Erfolg, und hinaus stürmen die Fröhlichen in die finstere Nacht. Der Bataillonschef denkt so wenig an einen blossen Scheinangriff, dass er soviel Leitern und Sturmgerät mitnimmt als er irgend aufreiben kann. Überraschung und Glück sind ihm günstig. Die Redoute wird mit verhältnismässig geringem Verluste

<sup>1)</sup> Auf dem Rückmarsche in Montpellier an der Wirtstafel.

erstürmt. Während des ganzen folgenden Tages wurde das verhältnismässig kleine Werk mit einer Flut von Geschossen dergestalt überschüttet, dass Brustwehr und Mauerwerk einem Trümmerhaufen glichen. Viele seiner braven Waffengenossen büssten das heitere Trinkgelage mit ihrem Herzblute. Am nächstfolgenden Morgen machten die Spanier einen verzweifelten Versuch, einen Platz wiederzunehmen, von dessen Wiedergewinnung das Schicksal der Festung abhing; aber mit eingetroffener Verstärkung konnten die Italiener ihn abschlagen. «Nun aber», so schloss der tapfere Italiener seine Erzählung, «die Nutzenanwendung: der Erfolg krönt das Werk! Wäre mein tolldreister Angriff misslungen, oder hätte ich, bevor es den Anordnungen des Obergenerals möglich wurde, die allerdings wichtige Eroberung zu sichern, den Platz wieder räumen müssen, so fielen die schweren, alsdann völlig nutzlos gewesenenen Verluste nicht blos der gerechten Verurteilung des strengen Militärgesetzes, sondern mehr noch meinem Gewissen anheim. Günstiger stellte mich Fortuna! Das, was die Exaltation des durch Wein und Kameradschaft hocherregten Momentes begonnen, was Glück, Zufall und allerdings auch die seltene Hingebung meiner braven Kampfgenossen durchgeführt hatte, das Alles wollte man meinem richtigen militärischen Blicke, der mich die hohe Wichtigkeit des Fortifikations-Objectes habe erkennen und würdigen lassen, meinen energischen Anordnungen, meiner besonnenen Festigkeit und Gott weiss welchen militärischen Tugenden zuschreiben. In dem Armeebefehle belobt, binnen Kurzem zum Obersten befördert, bin ich berufen, in meinem Vaterlande das Kommando einer neu zu formierenden Brigade zu übernehmen!»

Gleichzeitig mit dem Scheitern der Anstrengungen des Feindes, die Redoute de la ville wiederzugewinnen, welche die Kommunikation der Stadt mit den nordöstlichen Forts (Connétable usw.) unterbrach, überrumpelte am 7. Dezember Oberst Gayler mit seiner Brigade das Fort Calvaire und die Redoute du Chapitre, indem er die durch den Kampf um die Redoute aufs höchste angespannte Aufmerksamkeit des Feindes geschickt benutzte.

Damit war jede Verbindung zwischen der Stadt und den Forts Connétable, St. Anne und des Capucins gänzlich abgeschnitten.

Am 10. Dezember wurde von allen unsern Batterieen ein ununterbrochenes, furchtbares Feuer unterhalten, welches der Feind nur schwach beantwortete.

Da auch in den drei abgeschnittenen Forts Mundvorrat und Munition, ja selbst Wasser fehlte, so verlangte man zu unterhandeln. Die Kapitulation kam noch am Abende des 10. zu Stande.

Am 11. Dezember, meinem Geburtstage, zog die Besatzung mit vollen Kriegsehren aus, streckte das Gewehr und wurde kriegsgefangen. Nur die

äusserste Hungersnot und der gänzliche Mangel an Munition waren im Stande gewesen, den Gouverneur Don Alvarez zu zwingen, eine Verteidigung aufzugeben, die jener von Saragoza dreist zur Seite gestellt werden mag.

Als die Nachricht von dem endlichen Falle von Gerona in Perpignan eintraf, wurde durch sie unsere Gemütsstimmung, welche durch die im November eingetretene Regenzeit mit ihrem trüben, stets schlicht umzogenen Himmel sehr deprimiert war, in etwas erheitert. Die Feier dieses Ereignisses wurde in Perpignan mittels eines Te Deum in der Kathedrale, einer grossen Parade, Illumination, Ball beim Gouverneur usw. pomphaft begangen.

Der Schluss des Jahres fand mich noch immer auf dem Krankenlager. Schon einmal im November und zweimal im Dezember war ich auf das unangenehmste durch temporäres Aufhören meines kalten Fiebers getäuscht worden. Immer wieder, das letztemal nach sechstägigem Intermittieren, kehrte es zurück. Der Arzt erklärte solches gleichwohl für ein günstiges Zeichen und prophezeihete mir baldige Genesung.

Wenn meine endlose Krankheit allerdings sehr viel Widerwärtiges mit sich führte, so habe ich doch niemals verkannt, dass gerade dieses langwierige Lager mir für mein ganzes Leben überaus nutzbringend geworden ist. Diese Leidenszeit gewährte mir den vollen Gebrauch meiner Verstandskräfte und gab mir hinlängliche Musse, in ungestörter Ruhe über mein vergangenes Leben, namentlich über die wechselvollen Ereignisse des nun abgelaufenen Jahres, die ernstesten Betrachtungen anzustellen. Ich fand Musse, das Leben mit seinen Freuden, Leiden und Erfahrungen richtig zu würdigen, den Übermut der Jugend, so leicht erregbar durch ein wildes, rücksichtsloses Campagne-Leben, zügeln zu lernen und erneuerte Vorsätze zu fassen, durch deren Befolgung ich mich der Stellung, die ich meinem Berufe und allen meinen Lieben gegenüber einnahm, würdig bezeigen konnte.

Welch ein Jahr hatte ich verlebt, welche Fülle neuer Ideen hatte sich in mir verarbeitet. Wie mannigfach und folgenreich waren die Ereignisse und Erfahrungen, welche sich in diesen kurzen Zeitraum zusammengedrängt hatten! Es überkam mich schon damals eine Ahnung, dass mir ein sehr bewegtes Leben vorbehalten sei, eine Ahnung, welche sich in vollem Masse erfüllt hat.

---

Mit dem Beginn des Februar verliess mich das Fieber, und nach Verlauf von acht Tagen war ich von allen Leiden befreit.

Und neu versöhnt zeigten sich meine Geschicke. Seitens des Regiments erhielt ich die freudige Nachricht, dass das Conseil d'Administration und sämtliche Kapitäne mich dem neuen Regimentskommandeur, Obersten v.

Bosse<sup>1)</sup>), zum Adjutant-Major vorgeschlagen hatten und diese Ernennung genehmigt auch mittels Patents vom 6. Januar bestätigt worden sei. Gegen Ende Februar aber wurde ich durch eine Botschaft überrascht, die das Mass meines Glückes bis zum Überlaufen füllte. Ich war nämlich zum Ritter des am 20. Dezember neu errichteten Ordens der Westfälischen Krone ernannt; eine Auszeichnung, die meine exaltiertesten Hoffnungen und Träume weit hinter sich liess. Ich, der unbedeutende junge Offizier war eines Vorzuges gewürdigt, nach welchem so viele der begabtesten und bravsten älteren Offiziere vergebens strebten. Neben mir waren nur noch fünf Offiziere der Division: Oberstleutnant Lageon, die Hauptleute Picôt, Riess, v. Hille und noch ein älterer Offizier ernannt. Zur Aushändigung des Ordens-Patents war ich, ohne zu ahnen, was der Grund meiner Citation sei, zum Chef des Depôts, Gros-Major Bussmann, berufen. Major Bussmann empfing mich in voller Versammlung des Conseil d'Administration, erhob sich feierlich und begann: «Ich kann nicht umhin, Adjutant-Major Morgenstern, Ihnen die sehr ernste Nachricht zu geben.» ... mehr höre ich nicht, es wird mir schwarz vor meinen Augen; ich taumele in halber Ohnmacht auf einen nahen Sessel.

Schon der erste Überblick der Versammlung, die feierliche Stille, hatten einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht und unwillkürlich eine Ahnung in mir hervorgerufen, dass mein Verfahren in Figueras der Gegenstand meiner Berufung sein könne. Zu mir selbst kommend, erblicke ich Alle in höchster Bestürzung, aufs Liebevollste mit mir beschäftigt, bis mir dann endlich Aufklärung wird.

In der Mitte des Monats März fand ich mich endlich so weit gekräftigt, dass ich zu meinem Regimente nach Gerona abgehen konnte.

Nach der Besitznahme bildete die äusserst geschwächte Westfälische Division einen Teil der Garnison dieser wichtigen Festung. Ich fungierte als Adjutant-Major beim Regiments-Kommandeur. Es wurde exerziert, manövriert, und die Tage verflossen für mich wenig erfreulich in einer nicht beneidenswerten Stellung zu dem egoistischen, misstrauischen neuen Regiments-Kommandeur<sup>1)</sup>.

Die numerische Schwäche der taktischen Verbände machte eine anderweitige Formation erforderlich. Mitte April traf der Befehl ein, aus je zwei Bataillonen eins zu formieren und die überschüssigen Offiziere p. p. der zweiten Bataillone nach Kassel zurückzusenden, um mittels dieser Cadres dort neue Bataillone zu formieren. Die in Spanien zurückbleibenden Truppen einschliesslich der Artillerie waren 3200 Mann stark, 200 gingen als Cadres

<sup>1)</sup> Oberst Legras war leider nach Kassel zurückberufen, an seine Stelle Oberst v. Bosse getreten.

nach Kassel zurück. Da die Division beim Einmarsche in Spanien 6000 Mann stark gewesen ist und 2000 Nachschub erhalten hat, stellt sich der reelle Verlust binnen Jahresfrist auf 4600 Mann.

Da ich beim 2. Bataillon stand, gehörte ich zu denen, welche sich der Heimkehr ins Vaterland erfreuten.

Am 30. April traten wir den Rückweg an. Während unseres zweimonatlichen Marsches begleitete uns der Frühling in seiner glänzendsten Frische. In Mainz überschritten wir den Rhein und betraten unser deutsches Vaterland!

Am 1. Juli erreichten wir Kassel.

Es ward uns ein ehrenvoller Empfang zu Teil.

Da wir nicht in der Verfassung waren, mit militärischen Gepränge in die Residenz einzuziehen, so hatte man Veranstaltung getroffen, dass wir auf einem geeigneten Platze vor dem Frankfurter Tore Halt machten. Dort hatten sich bereits Einwohner, Soldaten und Landleute aus der ganzen Umgegend Kassels in grosser Zahl versammelt. Des Jubels, des Vivatrufens war kein Ende; Alles wogte bunt durcheinander. Selbst als die höchste Generalität von Kassel in Begleitung einer grossen Zahl berittener Offiziere sichtbar wurde, war an eine Entwirrung des Knäuels und an eine militärische Aufstellung unserer von der Menge umstrickten, teilweise von den nächsten Verwandten in Anspruch genommenen Mannschaften nicht zu denken. Es war ein improvisiertes Volksfest, welches den aus blutigem Kriege in das Vaterland zurückgekehrten Kriegern so recht naturwüchsig entgegentrat und eben darum auf Volk und Krieger wohltuender wirkte als Gepränge, Ehrenpforten und zurechtgemachte Empfangs-Feierlichkeiten, bei denen die Masse der Untergeordneten immer nur als Staffage figurirt. Dasmal hingegen spielten die Unteroffiziere und die wenigen zurückgekommenen Soldaten gewissermassen die Hauptrolle. Um sie drehte sich das freudig erregte Volksgewühl.

Die Offiziere versammelten sich beim Herannahen der Cavalcade aus Kassel, an deren Spitze der Kriegsminister, General Morio und viele Generale und Würdenträger uns begrüßten.

Obgleich ich, ziemlich abgerissen in meiner Bekleidung, mich in den Haufen der Waffengeführten bescheiden verborgen hielt, kamen dennoch Morio, Legras und Rauschenplatt<sup>1)</sup> sogleich auf mich zugeritten und hiessen mich im Vaterlande willkommen. Morio, indem er mir zu meiner Dekoration gratulierte, sprach freundliche, Legras und Rauschenplatt väterliche Freundschafts-Worte zu mir. Ich fühlte mich hoch beglückt! ... In weiter Ferne aber

<sup>1)</sup> Mit heissem Danke gedenke ich dieses Mannes, der als Hauptmann, obgleich er nicht mein Kompagniechef war, auf meine militärische Ausbildung durch Wort und Beispiel den entschiedensten Einfluss gehabt hat (Kortzfleisch II, 439).



schmachtete meine geliebte Mutter noch der Umarmung ihres Sohnes. Erst sechs Monate später ward es mir vergönnt, mich ihrer in der Heimat zu erfreuen!

### Beilage 1.

#### **Personal-Notizen über 1809 in Catalonien vor dem Feinde gebliebene und an Wunden oder Krankheiten gestorbene Offiziere der Westfälischen Division.**

##### **I. 2. Linien-Infanterie-Regiment:**

Oberstleutnant	d'Egremont,	durch einen Schuss im Knie beim Sturme des Montjouy schwer verwundet und gestorben.
„	Lorsbach,	erschoss sich selbst aus mir unbekannten Gründen.
Hauptmann	v. Heddersdorff,	bei der Expedition gegen Blake geblieben.
„	Langheld <sup>1)</sup> ,	an Verwundung gestorben.
„	Hohnstein <sup>1)</sup> ,	an Verwundung und Typhus gestorben.
„	v. Rudorff,	beim Sturme auf Montjouy geblieben.
Leutnant	v. Quernheim <sup>1)</sup> ,	in den Approchen gegen Montjouy geblieben.
„	v. Thielmann,	an Krankheit gestorben.
„	Milne,	„ „ „
„	v. Hanstein,	„ „ „
„	v. Bärtling <sup>1)</sup> ,	„ „ „
„	Ebeling <sup>1)</sup> ,	„ „ „
„	Mesche,	an schwerer Verwundung in den Approchen vor dem Fort Montjouy gestorben,

##### **II. Divisionsstab.**

Brigade-General	v. Hadeln,	beim Überfall am 1. September geblieben.
Oberst	v. Müller,	beim Sturm des Montjouy unheilbar verwundet; erschoss sich selbst.
Ein Adjutant des Gen.	Morio,	beim Sturme geblieben.

##### **III. 3. Linien-Infanterie-Regiment.**

Hauptmann	Bender,	in den Pyrenäen erschossen.
„	Grau,	im Hospitale gestorben.
„	Schippon,	?
Adjutant-Major	Holtzschuh,	vor dem Feinde geblieben.

<sup>1)</sup> Alt-Braunschweiger Offizier. Siehe Beilage 2.

Leutnant	Lelong,	an Verwundung gestorben.
„	v. Beyer,	?
„	v. Kospoth,	?
Officier-payeur	Müller,	an Krankheit gestorben.

#### IV. 4. Linien-Infanterie-Regiment.

Hauptmann	v. Meibom,	vor dem Feinde geblieben.
„	Fliess,	?
„	v. Wilmoſky,	?
„	v. Pappenheim,	vor dem Feinde geblieben.
Leutnant	Wiesemann,	an Verwundung gestorben.
„	Schubert,	}
„	Saudt,	
„	Goldacker,	
„	Flitz,	
„	v. Schraidt,	
„	Schwärzel,	
„	v. Duderstadt,	
„	Sorden?	

#### V. Leichtes Infanterie-Bataillon.

Adjutant-Major v. Pawel<sup>1)</sup>, vor dem Feinde geblieben.

Leutnant	Sax?	„	„	„	„
„	v. Gremp,			?	
„	v. Wurmb,			?	

#### VI. Artillerie.

Hauptmann v. Schleenstein, an Verwundung gestorben.

<sup>1)</sup> Braunschweiger. Friedrich Andreas v. Pawel, geb. 1779, Sohn des Johann Gerhard v. Pawel, † 1809 zu Perpignan (Anm. des Herausgebers).

Beilage 2.

**Alt-Braunschweigische Offiziere,  
welche 1809 bei der Westfälischen Division in Catalonien standen.**

**2. Regiment.**

Oberstleutnant	Busmann,	früher Hauptmann u. Komp.-Chef.
Hauptmann	v. Westphalen <sup>1)</sup> ,	„ „ „ „
„	Christ. v. Koch I <sup>2)</sup> ,	„ Stabs-Kapitän.
„	Langheld,	„ Premier-Leutnant. †
„	Hohnstein <sup>3)</sup> ,	„ „ „ †
Leutnant	v. Quernheim,	„ Leutnant. †
„	v. Griesheim,	„ „ „
„	v. Bärtling,	„ „ „ †
„	Korfes <sup>4)</sup> ,	„ Fähnrich.
„	Morgenstern II,	„ „ „
„	Ebeling,	„ „ „ †

**3. Regiment.**

Oberstleutnant	v. Geyso,	früher Hauptmann u. Komp.-Chef.
Leutnant	v. Papet <sup>5)</sup> ,	„ Fähnrich.
„	v. Dachenhausen,	„ „

**Leichtes Bataillon.**

Oberstleutnant	Leopold v. Meyern <sup>6)</sup> ,	früher Hauptmann u. Komp.-Chef.
Hauptmann	v. Hille,	„ „ „ „
Leutnant	Bucher,	„ Fähnrich.

**Artillerie.**

Oberstleutnant	v. Heinemann <sup>7)</sup> ,	früher Hauptmann u. Komp.-Chef.
Leutnant	Bosse <sup>8)</sup> ,	„ Kadett.

<sup>1)</sup> Kortzfleisch II, 449. <sup>2)</sup> Kortzfleisch II, 431. <sup>3)</sup> Heinrich Friedrich Hohnstein, geb. 1784, Sohn des Geheimen Kammerrats zu Blankenburg. Er starb als Kapitän der Voltigeur-Kompagnie des 2. Westf. Inf.-Regts. am 19. Februar 1809 zu Perpignan unter entsetzlichen, von Morgenstern geschilderten Umständen (Anmerkung des Herausgebers).  
<sup>4)</sup> Bruder des Obersten. <sup>5)</sup> Siehe «Braunschweig in den J. 1806—1815». 2. Heft. Br. 1890. Seite 123 (Anmerkung des Herausgebers). <sup>6)</sup> Kortzfleisch II, 434. <sup>7)</sup> Siehe «Braunschweig in den J. 1806—1815». 2. Heft. Br. 1890 S. 109 (Anmerkung des Herausgebers). <sup>8)</sup> Georg Philipp Bosse, Sohn des Rektors am Martineum. Zeichnete sich in Spanien rühmlich aus, wurde verwundet und trug den westfälischen Adel davon (Anmerkung des Herausgebers).



1812.



### 1. Der Marsch nach Russland.

Es war der 3. März. Strahlend begrüßte die Früh-Sonne den Ausmarsch des Königlich Westfälischen 2. Infanterie-Regiments aus der Residenz Kassel zum Sammelplatze des Armeekorps an der Elbe. Rings im Umkreise des weiten Friedrichplatzes standen die drei Feld-Bataillone und die Regiments-Artillerie<sup>1)</sup> mit dem Munitions- und Bagage-Train in der Stärke von 2650 Kombattanten aufmarschiert. Zahllose Massen von Zuschauern erfüllten die nächsten Umgebungen. Der König, vom üblichen Willkommensrufe der Tausende begrüßt, durchritt musternd die langgestreckten Reihen der im glänzenden Waffenschmucke prangenden Krieger. Und als wir nun unter dem rauschenden Klange unserer schönen Regimentsmusik im Parademarsche nach und nach dem weiten Raume entschwanden, als auf Strassen und Plätzen ein dichtes Menschengedränge uns empfing und aus Fenstern und Balkonen Frauen und Jungfrauen mit wehenden Tüchern uns Abschiedsgrüsse spendeten, da pochte mir wohl im jugendlichen Kriegerstolze das Herz. Hoch pries ich die Gunst des Geschickes, welches mir schon jetzt eine der bedeutsameren Stellen<sup>2)</sup> in der Zahl der Regimentskameraden verliehen hatte und die glänzendsten Hoffnungen vorspiegelte.

In Wolfenbüttel hatten wir Ruhetag. Hier vereinigte sich mit uns das 6. Linien-Infanterie-Regiment zur Formierung der 1. Brigade der 1. Division unseres Armeekorps. Ich wurde beordert, die täglichen Marschdislocationen für die Brigade zu regulieren, zu welchem Zwecke ich die Marschroute und meine Instruktionen im nahen Braunschweig zu empfangen hatte. So unangenehm der beschwerdenreiche Auftrag mir auch war, so verschaffte er mir doch willkommene Gelegenheit, auf einen ganzen Tag meine gute Mutter und alle meine Lieben zu begrüßen. In Braunschweig fand ich bereits meinen lieben Bruder Fritz, dessen Bataillon<sup>3)</sup> eben dort eingerückt war. Der Segen unserer treuen Mutter begleitete ihre beiden einzigen Söhne in die weite Ferne.

Das Hauptquartier des Divisions-Generals v. Ochs war in Dessau, unser 2. Regiment bezog Kantonierungsquartiere zunächst der Elbe, meine Kompanie in einem Dorfe unweit von Aken.

Dem Könige Jérôme war von seinem Kaiserlichen Bruder ein bedeutendes Armeekorps-Kommando vorbehalten, doch war ihm *ad latus* der Marschall Graf Vandamme in der Eigenschaft als *Lieutenant du Roi* beigeordnet. Vandamme traf am 24. März in unserem Kantonierungs-Bezirke ein; mit ihm

<sup>1)</sup> Diese bildete 1812 mit 2 bespannten Sechspfündern einen integrierenden Teil des Regiments.

<sup>2)</sup> Hauptmann und Kompagniechef.

<sup>3)</sup> Vom 6. Regimente.

erschien der französische Divisions-General Tharreau, um das Kommando der 1. Division des Armeekorps, des 8. der grossen Armee, zu übernehmen<sup>1)</sup>.

Ein reges Leben verbreitete sich im Bereiche unserer Kantonierungen, woselbst sich die einzelnen Teile unseres Armeekorps konzentriert hatten. Exercitien, Felddienstübungen, Manövers, grosse Paraden und Musterungen hielten uns beständig in Atem und vergönnten uns wenig Musse zur Erholung, die unsere passionierten Jagdliebhaber sich dennoch in den mit Wildpret aller Art reich gesegneten Forsten des Anhaltschen Ländchens herauszustehlen wussten.

Zu Ende März überschritten wir die Elbe und dirigierten uns über Luckau und Glogau nach Kalisch. Dort übernahm unser König Jérôme den Oberbefehl über den rechten Flügel der grossen Armee. Dieser bestand aus dem 5., 7. und 8. Armeekorps und dem 4. Kavalleriekorps Latour Maubourg in der Stärke von über 80000 Mann.

Von Kalisch wandten wir uns südöstlich über Petrikau nach Koblyn. Nach kurzer Rast zogen wir von dort nordöstlich an die Weichsel, wo wir am 9. Mai in der Nähe von Warschau längs des linken Ufers in enge Kantonierungen kamen. Meiner eigenen, der dritten, und der zweiten Kompagnie des zweiten Bataillons, die Hauptmann Netzer führte, war das Dorf Gonsky<sup>2)</sup> überwiesen. Hier wurden die Offiziere beider Kompagnieen bei einem Herrn v. Domskey einquartiert. Wir fanden dort ein schon alterndes kinderloses Ehepaar, das mir wegen seiner geselligen Eigenschaften und feinsten Formen im Gedächtnis geblieben ist. Die Familie war vormals sehr reich gewesen, durch verschwenderischen Aufwand nun aber auf dies letzte ärmliche Besitztum reduziert.

Wir hatten nun allbereits über zwei Monate ermüdende Märsche mit wenig Ruhe gehabt. Schon war ein nicht ganz unbedeutender Teil unserer jungen, so anhaltender Beschwerden ungewohnter Mannschaften in Hospitälern zurückgeblieben. Es war hohe Zeit, dass uns eine längere Ruhe gewährt wurde. Mit hoch anzuerkennender Fürsorge war die Ausrüstung des Heeres bewirkt worden; aber die Utensilien, welche die gewöhnliche Bepackung des Soldaten überstiegen (Menagekessel, Wassergefässe, Lagergerätschaften, Schaufeln, Beile, Spitzhacken und Handsägen) und in tunlichst gleichmässiger, jeden Tag wechselnder Verteilung getragen werden mussten, bildeten doch ein zu ungewohntes Übergewicht.

Wir verharreten vier Wochen in den Kantonierungen an der Weichsel. Diese Frist wurde von unseren Chefs zu Übungen jeglicher Art, hauptsächlich zu Felddienstübungen benutzt.

Unser Regimentschef, Oberst v. Füllgraff, verstand es meisterlich, den-

<sup>1)</sup> Truppeneinteilung siehe Beilage 1.    <sup>2)</sup> Etwa eine Meile von der Mündung der Pilica.



selben die tunlichst annähernde Bedeutung kriegerischen Ernstes zu verleihen. Die Kantonnements wurden als dem nicht allzu fernen Feinde gegenüber supponiert. Wir mussten ausser einer verhältnissmässig starken Wache in den Dörfern eine mit den nächstgelegenen in genauester Verbindung stehende Vorpostenkette aufstellen und wurden nicht selten bei Tage und bei Nacht alarmiert. Die härtesten Rügen, ja selbst Arreste, strafte die Nachlässigen. Ohne Zweifel waren diese Übungen sehr nützlich, aber sie hatten in ihrer rast- und rücksichtslosen Ausführung auch ihre Schattenseiten. Niemand wagte es, sich einen Spaziergang oder den Besuch von Kameraden in anderen Dörfern zu gestatten; ja man durfte sich selbst der Nachtruhe nicht ohne die notdürftigste Bekleidung überlassen.

Noch schwebten in diesem Zeitraume die diplomatischen Unterhandlungen. Napoleon befand sich immer noch in Dresden. Ein Armeebefehl verbot bei strengster Ahndung jedes willkürliche Überschreiten der Weichsel: *«pour ne pas donner des ombrages aux Russes.»* Ungeduldig ersehnten wir den Augenblick, der uns dem steten Einerlei eines ermüdenden Dienstes entziehen sollte.

Eine Musterung, welche Vandamme abhielt, führte am Schlusse zu einer unglaublichen Scene. Der Übermut dieses Gwaltthabers wandte sich gegen seine eigenen Landsleute. Er sagte am Ende seiner Kritik, in den zu erwartenden harten Kämpfen vertraue er auf die Offiziere deutscher Herkunft; wenig Vertrauen setze er auf diejenigen, deren Motive zum Aufgeben ihrer eigenen glorreichen Nationalität nur in verwerflichem Leichtsinne oder in noch weit verwerflicheren eigensüchtigen Zwecken gefunden werden könne. Unsere Armee zählte in allen ihren einzelnen Teilen eine nicht unbedeutende Zahl von grösstenteils schon zu höheren und höchsten Graden beförderten französischen Offizieren, unter ihnen so tüchtige, ausgezeichnete Männer, dass deren angestrenzte, nützliche Wirksamkeit jeden nicht durch Eigendünkel, Missgunst und Eifersüchtelei verblendeten Deutschen längst mit den anfangs unliebsamen Fremdlingen ausgesöhnt hatte. Wollte er etwa uns deutsche Offiziere mit einer so übel ausgesonnenen Lobhudelei können, so verfehlte er sicher seinen Zweck. Dass aber eine solche offene Schmähung spurlos vorübergehen konnte! Den Begriffen deutscher Offiziere, denen für persönliche Beleidigungen auch der Höchstgestellte haften muss und willig haftet, werden dergleichen Zustände ewig fern liegen.

Unsere aufs höchste gespannte Ungeduld schien endlich befriedigt werden zu sollen. Das 8. Armeekorps erhielt Marschbefehl und überschritt am 5. Juni bei dem Städtchen Gora die Weichsel. Der heitere, sonnenhelle Tag, der uns sehr früh den prachtvollen, das Soldatenherz hochanregenden Anblick

unabsehbarer Zuzüge von Infanteriemassen, Reiterscharen, Geschützen und Fuhrwerken aller Art gewährte, erhitzte sich später zu erstickender Glut und machte den endlosen Marsch zu einem der beschwerlichsten in meiner langen militärischen Praxis. Es fand sich, dass unsere nächste Bestimmung vor der Hand darin bestand, bei dem Städtchen Okuniew<sup>1)</sup> ein Hüttenlager zu beziehen und dort wiederum einige Zeit zu verweilen. Erst gegen Mitternacht gelangten wir zu den Lagerplätzen; aber in welchem Zustande. Keines der Infanterie-Regimenter hatte noch Mannschaften genug bei den Fahnen, um auch nur die nötigsten Wachen zu besetzen und die nötigsten Lagervorkehrungen zu machen. Meine Kompagnie zählte beim Einrücken ausser mir selbst und meinem Premier-Leutnant noch den Feldwebel, einen Pfeifer, drei Unteroffiziere und acht Soldaten, und sie war noch keine der schwächeren. Alle übrigen Infanterie-Mannschaften des ganzen Armeekorps waren in den Wäldern und der Ebene der letzten Hälfte unseres Marsches in völliger Erschöpfung zurückgeblieben. Man hörte von mehreren Soldaten, ja selbst von einem jungen Offizier des 3. Regiments, die tatsächlich, vom Schlagflusse getroffen, tot niedergesunken waren. Erst bis zur Mittagszeit des nächsten Tages fanden sich nach und nach die dasmal wahrlich unfreiwilligen Traineurs wieder ein, meiner Kompagnie fehlte schliesslich nur ein Mann, der ernstlich erkrankt, mit vielen von andern Abteilungen in das Hospital von Warschau zurücktransportiert war. In unserem Regimente war die Anordnung getroffen, Unteroffiziere, je nachdem auch diese der allgemeinen Erschöpfung erlagen, mit dem Befehle zurückzulassen, die successiv herankommenden Soldaten zu sammeln und mit ihnen truppweise in geordnetem Marsche in das Lager einzurücken. Da wo diese Vorsicht vernachlässigt war, hatten sich, wie späterhin verlautete, manche von jenen Isolierten die kurze Freiheit zu Nutzen gemacht, um unter dem Vorwande der Abirrung marodierend umherzustreifen.

Über drei Monate waren nun bereits seit unserem Ausmarsche aus den vaterländischen Garnisonen verflossen, und die Ungeduld, mit der alle dem tatsächlichen Beginne des Feldzuges entgegensahen, wuchs mit jedem Tage.

## **2. Der Feldzug in Russland bis zur Schlacht von Borodino.**

Endlich am 17. Juni erschien die Ordre zum Vormarsche und wurde mit allgemeinem Jubel begrüsst.

Auf mehreren mit der Hauptstrasse auf Grodno gleichlaufenden, durch Genie-Abteilungen gangbar gemachten Kolonnenwegen bewegte sich der konzentrierte rechte Flügel der grossen Armee vorwärts.

<sup>1)</sup> Nördlich der Strasse von Warschau nach Minsk am Dlugabache, sechs bis sieben deutsche Meilen von Gonski entfernt.

Nach jedem Tagemarsche wurde meistens bivouakiert, oder auch wohl, wenn die spezielle Marschrichtung eines Truppenteils ihn in den Bereich von Ortschaften führte, die Wohltat von Nachtquartieren gestattet, die jedoch, insofern ganze Kompagnieen in Gehöften Unterkunft fanden, mehr oder weniger einem Bivouak glichen. Die üblichen Sicherheitsmassregeln wurden schon frühzeitig beobachtet. Vorpostenketten, die mit den Nebenkolonnen in Verbindung standen, deckten den ganzen grossen Heerteil, dessen zahllose Wacht- und Bivouakfeuer in hellen, sommerlichen Nächten und auf günstigen Standpunkten einen köstlichen, kriegerischen Anblick gewährten.

Bei Sierock, unmittelbar unterhalb des Zusammenflusses von Bug und Narew, überschritt unsere Kolonne den ersten Strom *à gué*, in aufgefundenen Furten, ein Bad, welches uns bei der starken Hitze keine übergrosse Unannehmlichkeit bereitete, wiewohl die starke Strömung einzelne Unfälle verursacht haben soll.

Über Pultusk und Augustowo<sup>1)</sup> erreichten wir am 2. Juli Grodno, wo unser grosser Heerteil den Niemen überschritt. Nachdem wir die Stadt Grodno in grosser Uniform mit klingendem Spiele und entrollten Fahnen durchzogen hatten, schlugen wir etwa eine Stunde jenseits ein Bivouak auf, in dem wir drei Tage rasteten.

Die Hauptarmee<sup>2)</sup> hatte am 24. und 25. Juni bei Kowno, der Vize-König Eugène<sup>3)</sup> bei Olitta den Niemen passiert.

Durch dreitägiges Zögern des Königs Jérôme im Lager bei Grodno gelang der zweiten Russischen Armee unter Bagration ihre Vereinigung mit der ersten Russischen Armee unter Barclay. Speziell für unser 8. Armeekorps hatte dieses Zögern die Folge, dass wir in anstrengenden Märschen umhergeworfen wurden.

Das Bestreben, durch forcierte Märsche die verlorene Zeit bei Grodno wieder einzubringen, gab Veranlassung, von der als unpraktisch befundenen Gewohnheit nächtlicher Märsche wieder abzugehen. Wir machten nun Märsche von 6—7 Stunden, lagerten ebensolange und marschierten dann wieder. Auch dies war anstrengend, aber weit besser, als die ausschliesslichen Nachtmärsche. Die jedem einleuchtende Notwendigkeit, in möglichster Eile dem weichenden Feinde zu folgen und ihn zur Schlacht zu zwingen, liess die äusserste Anstrengung erträglich erscheinen. In dieser Weise erreichten wir am 14. Juli Nieswicz<sup>4)</sup>, wo uns ein Ruhetag vergönnt wurde.

<sup>1)</sup> Am Augustsee bei Knyszyn.

<sup>2)</sup> 1., 2., 3. Armeekorps, 1., 2., 3. Kavalleriekorps und die Kaisergarden unter Napoleons eigenem Befehle.

<sup>3)</sup> 4. und 6. Armeekorps.

<sup>4)</sup> Halbwegs zwischen Grodno und Borizow an der Grenze zwischen den beiden Gouvernements Grodno und Minsk.

Es lag am Tage, dass trotz aller Anstrengungen der Feind entschlüpft war.

Die steten Zerwürfnisse zwischen dem Könige und seinem *ad latus* Vandamme mögen sicher nicht wenig zu dem verfehlten Ausgange dieses Theiles des Feldzuges beigetragen haben. Der Kaiser bestrafte die Ungebühr Vandammes mit gänzlicher Entfernung von der Armee und enthob seinen königlichen Bruder des Ober-Kommandos. Jérôme verliess uns im Lager bei Nieswicz und kehrte in seine Staaten zurück. Seinen Gardén hatte er befohlen, ihm zu folgen. Diese hatten bereits mehrere Tagemärsche zurückgelegt, als ein Gegenbefehl des Kaisers die Grenadiere und Chasseurs in forcierten Märschen zum 8. Armeekorps zurückrief. Dieses wurde mit dem 3. dem Marschall Ney unterstellt, das 7.<sup>1)</sup> vereinigte sich mit den Österreichern unter Schwarzenberg, und nur das 5. folgte unter Poniatowsky mit dem Kavalleriekorps Latour Maubourg dem abziehenden Bagration bis zum Dniepr.

Unmittelbar nach unserm Eintreffen im Bivouak bei Nieswicz erlebten wir ein schauerliches Beispiel prompter Militärjustiz. Ein *Commissaire de guerre*, Israelit, war angeschuldigt, requiriertes Schlachtvieh auf eigene Rechnung verkauft zu haben. Noch stand die Division auf dem angewiesenen Bivouaksplatze in Linie aufmarschirt und harrete nach einem starken Marsche sehnüchig auf das Zeichen zur Entlassung. Da versammelte sich vor der ausgedehnten Frontlinie die Prévotal-Kommission unsers Armeekorps, während gleichzeitig ein tischartiges Gestell von zusammengelegten Trommeln aufgerichtet und eine Grube gegraben wurde. Die Vorführung des Angeklagten in reich mit Silber gestickter Uniform<sup>2)</sup>, die summarische Erörterung des Tatbestandes, das Eingeständnis, das einstimmige Todesurteil und dessen sofortige Vollziehung durch Pulver und Blei folgte sich in so überraschender Schnelligkeit, dass der Eindruck erschütternd wirkte. Der Leichnam wurde auf derselben Stelle verscharrt.

Unser weiterer Vormarsch führte uns an Minsk vorüber nach Borizow an der Berezina und Orscha am Dniepr, welches wir am 27. Juli erreichten. Hier wurde uns eine vierzehntägige Ruhe vergönnt. Sie war uns nötig! Ohne den Feind zu Gesichte zu bekommen, hatten wir mit grossen Beschwerden vielfacher Art zu kämpfen gehabt. Trübsinn und Missmut, die unausbleiblichen Folgen einer höchst mangelhaften und unregelmässigen Verpflegung bei übermässiger Anstrengung der Kräfte, zeigten sich besonders in unserm fast ausschliesslich aus einjährigen Neulingen bestehenden Regimente. Unheilvoll wirkten ausserdem masslose Plackereien und Rücksichts-

<sup>1)</sup> Zwei Divisionen Sachsen unter Reynier.  
hatten Stabsoffiziersrang.

<sup>2)</sup> Verwaltungsbeamte dieses Grades

losigkeiten des Obersten. Nur eine längere Erholung konnte den immer bemerkbarer werdenden Vorzeichen einer nahen alles zersetzenden Demoralisation Einhalt tun.

Ja, unermesslich ist der Einfluss des höheren militärischen Befehlshabers auf das Wohl und Wehe, wie auf den Geist der seiner Fürsorge anvertrauten Truppe. Nach allen Richtungen des schweren, von den gewohnten bürgerlichen Verhältnissen so schroff sich scheidenden Waffendienstes muss er mit immer gleichmässiger Umsicht wirken. Seine überlegene Erfahrung, seine unerschütterliche Festigkeit, sein moralischer Wert sollen die aus tausenden von ganz verschiedenartig gebildeten Einzelcharakteren zusammengewürfelte Masse zu einem verbrüdernten Ganzen aneinanderketten. Sein Geist soll alle durchdringen, alle mit Ehrfurcht und Liebe zu ihm erfüllen. Dem Ganzen, wie jedem Einzelnen, soll er den Impuls zu höchster Vervollkommenung im Waffenhandwerk einflössen. Befähigen soll er den Soldaten zu treuer Kameradschaftlichkeit und zur Pflichterfüllung bis zur höchsten Opferfähigkeit und Todesverachtung. Nur sehr wenigen ist es gegeben, dies Ideal zu erreichen. Genug, wenn die höheren Führer ihm nicht allzufern bleiben. Oberst v. Füllgraff, ausgezeichnet als Organisateur und Bildner nach dem Schema des Reglements, entbehrte in einem gewissen Grade der höheren kriegerischen Intelligenz und jenes ruhigen, praktischen Sinnes, welcher abnorme Zustände nicht nach reglementarischen Bestimmungen abmisst. In vielen anderen Regimentern war es in letzterer Zeit gestattet worden, dass kleinere Kommandos nach verschiedenen Seiten zum Aufsuchen von Lebensmitteln entsendet werden durften. Oberst v. Füllgraff hingegen hielt sich streng an die Befehle, welche jede Bedrückung der vormaligen polnischen Provinzen, selbst derer unter russischem Scepter, streng untersagten. Er gestattete nur dann, wenn der Mangel ganz unerträglich wurde, grosse geregelte Fouragierungen, welche für mehrtägigen Bedarf nicht genügten. Unnatürlich war auch die Rücksichtslosigkeit und Rohheit, mit welcher die beim Marsch Zurückbleibenden unter den Augen des Obersten behandelt wurden. Kapitäne und Kompagnieoffiziere beluden sich daher sehr häufig mit Gewehr und Tornister der Kraftlosesten, mussten dann aber höhnende Bemerkungen des Obersten anhören, der darin ein verstecktes Widerstreben gegen seine Anordnungen erblickte. So verlor er das Vertrauen seiner Untergebenen. Seine Eigenschaften als Feldsoldat waren nicht danach angetan, uns unter seiner Führung behaglich zu fühlen. Ebensowenig hatten seine übermässig strengen Massregeln den gewünschten Erfolg. Die Zahl der Zurückgebliebenen nahm täglich zu.

Den Oberbefehl über das 8. Armeekorps übernahm Junôt, Herzog v. Abrantes.

Die längere Ruhe in dem fruchtbaren Landstriche verfehlte nicht, sehr bald ihren günstigen Einfluss zu zeigen. Sichtbar erholten sich unsere jungen Mannschaften. Eine nicht unbedeutende Zahl von Genesenen traf nach und nach wieder ein. Die Stimmung hob sich sichtbar. Heiterkeit und Jugendmut machten sich in den gewohnten Gesängen, Erzählungen am Bivouakfeuer, Scherzen und Neckereien wiederum geltend. Vergessen waren Mangel und Beschwerden in der sommerlichen Landschaft, über die uns unser Lager auf einem leichten Höhenzuge am rechten Ufer des Dniepr einen herrlichen Überblick gewährte. Die Haltung, das tatkräftige Aussehen und die Heiterkeit unserer Soldaten milderten selbst den morösen, galligen Sinn des Obersten und machte ihn zugänglich für Bemerkungen der Bataillonschefs und älteren Kapitäns über den leidenden Zustand der erschöpften Soldaten während der letzten Märsche. Dies blieb nicht ohne Wirkung.

Der kriegerische Ruf des neuen Obergenerals erfüllte Offiziere und Soldaten mit Zuversicht, die indessen leider nur zu bald bitter enttäuscht werden sollte. Sein vielleicht von jeher weit überschätztes, vielleicht im Laufe der Zeit erstorbenes Feldherrntalent lernten wir nicht kennen, dagegen seine rein menschlichen Eigenschaften gering schätzen. Es war unserer vaterländischen Armee nicht beschieden, durch die uns aufocstroyierten Obergenerale unser Streben nach kriegerischen Auszeichnungen gefördert zu sehen!

Napoleon hatte mit der Hauptarmee Witepsk erreicht; er hatte die Russen strategisch aus dem Lager von Drissa hinwegmanövriert.

Am 12. August verliess unser 8. Armeekorps das Lager von Orscha. Wir marschierten in der Richtung auf Smolensk, aber nicht auf der Heersrasse, sondern rechts derselben. Am 13. und 14. machten wir nur mässige Märsche. Am 15. waren wir den ganzen Tag bei Hochnebel und drückend schwüler Hitze in Bewegung, und als wir spät abends ins Bivouak kamen, erfuhren wir, dass wir kaum zwei Wegstunden vorwärts gekommen waren. Ein jüdischer Wegweiser hatte uns in die Irre geführt, und es nutzte uns nichts, dass Junôt ihn hinterher aufknüpfen liess.

Wir wussten, dass Junôt den Befehl erhalten hatte, unseren Anmarsch zu beschleunigen, um an der Erstürmung von Smolensk teilzunehmen. Als wir daher am 17. Geschützfeuer von dort vernahmen, so hofften wir sicher auf ein endliches Zusammentreffen mit dem Feinde. Aber wir kamen zu spät! Es war uns nicht beschieden, auch nur ein Blättchen aus dem reichen Lorbeerkranze zu gewinnen, den sich die Polen und Franzosen unter Fürst Poniatowsky und Davoust dort, freilich mit ungeheuren Verlusten, erstritten. Unsere Irrfahrt am 15. hatte das verschuldet.

Je mehr wir uns dem Kampfplatze näherten, je stärker schallte Geschütz-

donner uns entgegen; weiter in die Breite dehnte sich die Rauchwolke, die über Smolensk schon lange sichtbar gewesen war. Bei Einbrechen der Nacht wurde der feurige Schein zu einem Glutmeere, durchfurcht von den meteorartig hellstrahlenden Bahnen sich kreuzender Wurfgeschosse. Endlich erreichten wir, durch Postenketten, Wachtfeuer, Lagerplätze uns hindurchwindend, den uns auf einem steil nach Smolensk hinabfallenden Höhenzuge links neben der Kaisergarde angewiesenen Bivouaksplatz.

Ein Bild von grausenhaft erschütternder Schönheit dehnte sich zu unsern Füßen bis in das rabenschwarze Dunkel der Nacht. Smolensk in Flammen; donnerndes Geschützfeuer überall; ringsumher zahllose Wachtfeuer, die sich, in weitesten Fernen verschwimmend, von dem undurchdringlichen Dunkel des Horizonts abhoben. Fast schlaflos trotz ermüdenden Marsches entschwand mir die Nacht; meine Erregung war zu mächtig. Mit Sicherheit zählten wir auf verzweifelten Kampf für den folgenden Tag.

Nur die Vorstädte auf dem linken Flussufer waren nach blutigem Kampfe im Besitze der Stürmenden geblieben. Der mit altertümlichen, hohen und starken Mauerwerken befestigte Platz selbst und die Citadelle wurden erst in dieser Nacht von der Besatzung in aller Stille geräumt. Schon am 17. war Bagration mit der zweiten Armee auf der grossen Strasse nach Moskau abmarschiert und hatte in der Entfernung von etwa einer Meile Stellung genommen. Barclay verweilte mit der Hauptarmee noch bis zum Abend des 18. auf dem rechten Ufer des Dniepr. Von dort zog er spät Abends auf der sich fast rechtwinklig abkehrenden Heerstrasse nach Petersburg ab, wandte sich dann aber der Moskauer Strasse im Kreismarsche wieder zu.

Dieses gefährliche Manöver veranlasste das blutige Treffen von Valutina-Gora am 19. August.

Erst ziemlich spät am Morgen des 19. verliess unser Armeekorps das Bivouak und überschritt jenseit des Dorfes Prudiszi, woselbst eine eben fertig gewordene Brücke über den Dniepr geschlagen war, den Fluss. Das Dorf stand, ich weiss nicht durch welche Veranlassung, grossenteils in Flammen, weshalb wir auf dem einzigen, zwischen zwei Reihen brennender Häuser hindurchführenden Wege in gestrecktem Laufe, unsere Artillerie in Carrière, hindurchpassieren mussten, sicher nicht ohne Gefahr, da die nahe Glut uns hin und wieder fast den Athem benahm. Die fernere Bewegung gegen die Moskauer Strasse musste uns notwendig der uns zugewandten Flanke der retirierenden Armee Barclay's gegenüber führen, welche von Ney und Murat in der Fronte heftig bedrängt wurde. Es bedurfte nach augenscheinlicher Lage der Dinge in der Tat nur eines entschlossenen energischen Angriffs unsers Armeekorps, um einen für die Russen höchst verderblichen Sieg zu

erringen. Aber Junôt, den ihm mitgeteilten Dispositionen sklavisch folgend, ohne den veränderten Umständen Rechnung zu tragen, begnügte sich, auf einem Höhenplateau unweit der Moskauer Strasse aufmarschieren und abkochen zu lassen. Zwischen uns und dem Kampfplatze, von wo uns auf etwa halbstündige Entfernung heftiges und ununterbrochenes Geschützfeuer und Gewehrfeuer entgegendonnerte, lag allerdings links ein dichter Hochwald, teilweise auf Sumpfboden, der sich nach rechts fortsetzte und einem Angriffe von unserer Seite grosse, aber keineswegs unübersteigliche Hindernisse bereitete. Während wir in voller Ruhe kochten und assen, sahen wir auf dem weiten Plateau mehrfach Adjutanten — kenntlich an ihren goldenen Armschärpen — und höhere Offiziere *ventre à terre* heransprengen, um unsern hohen Chef zur Tat aufzufordern. Das ganze Armeekorps erblickte endlich Murat selbst in phantastischem Schmucke heranjagen und mit Junôt laut und vernehmlich verhandeln. Er zeigt ihm Erfolg und glänzenden Ruhm — den Marschallstab, der ihm winkt. Vergebens! Junôt stellt den auf ihn einstürmenden, dringenden Mahnungen seine selbständige Unabhängigkeit entgegen. Er begnügte sich, weiter vorwärts, wo ein Teil der retirierenden feindlichen Armee auf der Moskauer Strasse bereits sichtbar wurde, in grossen Brigade-Quarrés Stellung zu nehmen, ein leichtes Bataillon mit einer Abteilung leichter Kavallerie vorzuschicken und sich in eine unfruchtbare Kanonade einzulassen. Unsere braven Husaren dringen durch das sumpfige Terrain bis an den Feind; aber ohne Unterstützung müssen sie die errungenen kleinen Vorteile wieder aufgeben. General v. Ochs führt persönlich unsere Tirailleurs durch Wald und Sumpf zum Kampfe; eine ganze Kompagnie — Hauptmann v. Wurmb — wird von einem Schwarme Kosaken überrascht und niedergestochen ..... aber Junôt geht nicht vor, obgleich ihm unsere unerschrockenen Vortruppen den augenfälligen Beweis geben, dass die gefürchteten Terrainhindernisse nicht unübersteiglich sind.

Zum drittenmale entschlüpfte unserm Armeekorps die Gelegenheit zu rühmlicher Auszeichnung durch Schuld und Unverstand unserer Höchstkommandierenden!!

Barclay entging der grössten Gefahr.

Von meinen persönlichen Erlebnissen dieses Tages muss ich der Begegnung mit Murat gedenken. Beim Vormarsche zu unserer zweiten Aufstellung näherte er sich uns. An der Kolonne langsam hinaufreitend redete er feurige, kernige Worte<sup>1)</sup> zu uns herüber. Mehr noch entflammte unsere jungen Soldaten, denen seine Anrede natürlich unverständlich war, das heroische Aussere, das feurig blitzende Auge, ja selbst des wahrhaft schönen Mannes theatra-

<sup>1)</sup> französisch.



lisches Kostüm, in welchem er stets an der Spitze der Schwadronen jede Charge seiner Reiterei zu lenken pflegte und sich unbedenklich zur Zielscheibe im heissesten Feuer machte, ohne jemals erheblich verletzt zu werden. Ein herzhaftes, volltönendes Hurra begleitete ihn an der ganzen Kolonne hinauf. Später wurde uns auch der prachtvolle Anblick des ganzen Kavalleriekorps von Latour Maubourg zu Teil. Wir zählten zwölf Regimenter. Zum grössten Teile waren es Kürassiere, ausserdem schwere Dragoner und Ulanen. Die blankpolierten Kürasse, Helme und Waffenschmuck machten im vollen Sonnenglanze einen imponierenden und wahrhaft köstlichen Eindruck. Eigentliche Verluste hatte unser Regiment nicht. Die von Russischer Seite während des Rückzuges nur je zuweilen etwas lebhafter erwiderte Kanonade brachte uns nur einzelne, durch zerspringende Granaten verursachte, leichte Verwundungen. Eine Granate schlug mitten in unser grosses, offenes Brigade-Quarré und zischte einige Sekunden, ehe sie zersprang. Nicht weit davon standen die Musikbanden der beiden Regimenter, zunächst der Bearbeiter unserer grossen Takttrommel. Dieser kauerte sich blitzschnell hinter seine Trommel. Der Moment wirkte so drastisch, dass allgemeines Hohnge-lächter erfolgte. Die Trommel wurde zerschlagen, der Mann blieb unver-letzt, diente aber noch lange nachher allen, selbst dem Trosse, zum Gespött. Das 8. Armeekorps wurde zur Nachhut beordert und bivouakierte noch etwa drei Tage auf dem Platze unserer heutigen Aufstellung. Wir hatten hinläng-liche Musse, uns die Umgegend anzusehen, und das Resultat war die Über-zeugung, dass unser Armeekorps, wenn auch mit unendlich grossen Opfern, allen Hindernissen zum Trotz die Rückzugslinie der Russen unmittelbar in der Flanke hätte fassen können und im verzweifelten Kampfe den Sieg zu einem entscheidenden gemacht haben würde.

Unsere nächsten Märsche führten uns auf 70 bis 80 Schritte breiten, auf beiden Seiten mit dreifachen Baumreihen besetzten Sandstrassen durch dichten Staub in glühender Sonnenhitze nach dem Städtchen Dorogobusch. Eine Viertelstunde jenseit desselben bezogen wir ein Ruhetags-Bivouak. Am fol-genden Mittage defilierte eine Division der alten Garde neben unserem Bivouak vorbei. Ich sah diese imponierenden Prätorianer hier zum ersten Male in Masse. Niemals wieder hat irgend eine Truppe — nicht die viel-leicht männlich schöneren, preussischen und englischen Garden, nicht die kräftigen Hochschotten und die ungarischen Grenadiere — einen so spezifisch kriegerischen Eindruck auf mich gemacht als die Granitgestalten dieser welt-berühmten Kohorten, deren düster brennende Blicke aus sonnenverbrannten, bärtigen Gesichtszügen Gewähr leisteten, dass der Sieg ihren Adlern voran-flog. Die Zahl der Chevrons auf den markigen Armen wie die Ehrenlegions-

kreuze gaben Zeugnis, dass sie solche in den Schlachten der Revolution und des Kaiserreiches unter Egyptens und der Peninsula brennender Sonne wie im deutschen Norden 1806/7 erkämpft. In stolzer Haltung, kaum einen Blick den sie anstaunenden jungen Kriegsgefährten vergönnend, durchschritten sie in bewunderungswürdiger Marschordnung die lebende Gasse unserer Soldaten, die nicht müde wurden, diesen seltenen Anblick bis zum letzten Momente auszubeuten.

Wir erreichten Wiäsmä, eine halbzerstörte, ziemlich grosse Stadt, die von der Mehrzahl der Bewohner verlassen und, wie behauptet wurde, in Brand gesteckt sein sollte. Schon während der letzten Märsche erblickten wir ringsumher die Rauchsäulen brennender Ortschaften, teilweise vielleicht in Folge des schon damals beginnenden Brandsystems der Russen, welches in dem ungeheuren Glutmeere Moskaus seine grauenhafte Spitze fand, wahrscheinlicher jedoch zum grösseren Teile aus Unvorsichtigkeit und Zerstörungssucht marodierender Trupps und Fouragier-Kommandos. Unser Armeekorps als Nachhut des Heeres empfand sehr bitter die Nachwirkung einer solchen Kriegführung. Durch so mutwillige Zerstörung der Reste von etwa noch vorhandenen Subsistenzmitteln entstand bei uns grosse Not. Nur durch meilenweite Fouragierungen waren hin und wieder noch Lebensmittel aufzutreiben, deren spärlicher Ertrag nicht selten den erbitterten, in den Wäldern hausenden Massen von Landbewohnern in förmlichen kleinen Gefechten erst abgerungen werden musste.

Wir durchzogen Wiäsmä in grosser Uniform mit klingendem Spiel, denn Napoleon rastete dort, und bivoukierten jenseit der Stadt. Ein Bataillon unseres 5. Regiments und 200 Husaren blieben dort als Besatzung zurück.

Das freundliche Städtchen Gschatsk, welches wir am 4. September erreichten, war bis dahin noch ziemlich unversehrt. Wiewohl wir ausserhalb bivouakierten, kam uns doch eine dort improvisierte Restauration zu Gute, wo wir uns für schweres Geld an einigen gut zubereiteten Speisen erlaben konnten. Schmerzlich berührte mich die nicht unbedenkliche Erkrankung meines lieben Bruders, Kapitain-Adjutant-Major beim 6. Regiment, den ich nach kurzem Besuche dort zurücklassen musste<sup>1)</sup>. Von unserm Regimente blieb das 3. Bataillon des Oberstleutnants v. Stockhausen zur Besatzung von Gschatsk zurück.

An den letzten Marschtagen hatten wir mehreremale Gelegenheit gehabt, den Kaiser an unserer Kolonne vorüberreiten zu sehen, zu schnell jedoch und unsererseits mit den üblichen Ehrenbezeugungen zu emsig beschäftigt,

<sup>1)</sup> Erst nach langer Zeit führte uns ein wundergleicher Zufall auf dem furchtbaren Rückzuge wieder zusammen.

um mehr als ein flüchtiges Bild von ihm zu erhaschen. Mein Wunsch, den ausserordentlichen Mann mit grösserer Musse und in der Nähe betrachten zu dürfen, sollte sich indessen am 6. September, am Vorabende der Schlacht von Borodino, in vollem Masse erfüllen. Nach einem ermüdenden, in drückender Hitze und undurchdringlichen Staubwolken zurückgelegten Marsche erreichten wir nachmittags ein Höhenplateau, wo das Armeekorps einen Ruhehalt machte. Eben hatte unser Regiment die Gewehre an der Lisière eines schattigen Gehölzes zusammengesetzt, als ringsum der Appell ertönte, dem aber unmittelbar die Entlassungssignale folgten. Es war der Kaiser, der, umgeben von grossem Gefolge, etwa fünfzig Schritte von unserm Regimente halten blieb und die Umgegend mit einem Fernglase durchspähete. Die Gelegenheit, ihn näher ins Auge zu fassen, erschien mir zu lockend, um nicht wenigstens den Versuch zu machen, meinen Wunsch zu verwirklichen. Behutsam mich nähernd und nach einem geeigneten Aufstellungsplatze umher-spähend, befand ich mich schliesslich in der Entfernung von etwa fünfzehn Schritten dem Kaiser gegenüber, der mir halb zugewandt war. Näher durfte ich mich nicht wagen, und ein Teil des berittenen Gefolges, hauptsächlich ein nahe vor mir haltender General erschwerte mir die Aussicht. Doch dieser General mochte meine fast ganz vergeblichen Anstrengungen bemerkt haben. Lächelnd zog der humane Mann sein Ross so weit zurück, dass mir mehrere Minuten lang der volle Anblick des Kaisers vergönnt war. Er war bekleidet mit einem hellgrauen offenen Überrocke, unter diesem eine grüne Uniform, auf welcher ein Stern sichtbar war, mit weissen Beinkleidern, Ecüyer-Stiefeln, auf dem Haupte das dreieckige weltgeschichtliche Hütchen. Die Zügel auf dem Halse seines kopfhängerisch dastehenden arabischen Schimmels, richtete er das Fernrohr mit beiden Händen auf verschiedene Punkte der vor ihm sich ausbreitenden Landschaft. Dann, dem neben ihm haltenden Major-General Marschall Berthier einige Worte zusprechend, übergab er das Instrument einem neben ihm stehenden Pagen und sprengte von dannen. Das ruhige, gelblich bleiche, marmorstarre Antlitz, die hohe, breite Stirn, unter deren Decke in diesen Augenblicken sicherlich der morgende Schlachtplan sich verarbeitete, die lautlose Stille im Kreise der ihn umgebenden hohen Würdenträger<sup>1)</sup>, das alles machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, dass ich mein Herz laut pochen hörte. Einer Bildsäule gleich, starrte ich dem Enteilenden nach, bis er meinen Blicken entschwand. Ja, wahrlich die Nähe dieses ausserordentlichen Mannes wirkte zauberisch und machte es mir erklärlich, dass der letzte Hauch seiner auf dem Schlachtfelde verblutenden Franzosen noch ein *Vive l'Empereur* hervorjauchzte.

<sup>1)</sup> Ich erkannte im flüchtigen Augenblicke Berthier, Murat, Ney und Junôt.

Spät Abends am 6. September erreichten wir in der Nähe des Schlachtfeldes unsern Bivouaksplatz. Mit den nötigen Einrichtungen beschäftigt, erblickte ich einen Kürassier, der seinen Bruder in unserm Regimente aufsuchte, und erfuhr von ihm, dass unser 2. Kürassierregiment und mit diesem mein Jugendfreund aus altbraunschweigischem Dienste, Oberstleutnant v. Cramm<sup>1)</sup>, unweit von uns lagerte. Ich ritt zu ihm. Seit Jahren hatten wir einander nicht gesehen, und mit unendlichem Jubel begrüßten wir uns. Bei einer Flasche Wein und tüchtigem Imbiss (die Kürassiere waren reichlicher versehen als wir armen Teufel) entschwand die Zeit so schnell, dass wir erst spät in der Nacht uns trennten mit dem gegenseitigen herzlichen Wunsche, dass nach vollbrachter Blutarbeit der morgende Abend uns wohlbehalten wieder zusammenführen möge.

### **3. Die Schlacht von Moshaisk — an der Mosqwa — Borodino am 7. September.**

Aus tiefem Schlafe rüttelte mich mein Feldwebel. Ich hatte ihm den Auftrag gegeben, mich vor der Reveille zu wecken. Es war die erste grosse Feldschlacht, der ich entgegentrat. Ich wünschte, dass die nahenden Szenen mich völlig gesammelten Geistes fänden, auch beabsichtigte ich, mit meinen beiden Kompanie-Offizieren Verabredungen für eventuelle Fälle zu treffen. Es war 4 Uhr. Noch herrschte tiefe Stille auf der weiten Ebene.

Der Signalschuss dröhnte dumpf zu uns herüber. Auf der ganzen Linie wirbelte die Reveille die Schläfer aus der Nachtruhe.

Der Appell meiner Kompanie ergab, ausser den komplett erhaltenen Unteroffizieren, 81 Soldaten und 3 Spielleute. Noch einmal liess ich korporalschaftsweise die schon während des gestrigen Ruhehaltes gründlich gereinigten Gewehre nachsehen und die Taschenmunition inspizieren. Schon stand das Regiment auf dem Bivouaksplatze völlig in Bereitschaft, als uns der Befehl zuging, schleunigst die grosse Uniform anlegen zu lassen<sup>2)</sup>. Der Grund dieser Umkleidung ist mir unbekannt geblieben. Man sagte, der Kaiser wolle das Armeekorps im Vorbeimarsche mustern. Nachdem alles in Ordnung war, wurde uns bataillonsweise die nachfolgende Proklamation des Kaisers vorgelesen:

«Soldaten!, die Schlacht, welche Ihr so lange gewünscht, wird stattfinden. Von Euch hängt der Sieg ab. Er ist uns nötig, weil er Überfluss, gute Winterquartiere und eine schnelle Rückkehr in das Vaterland gewährt. Haltet Euch

<sup>1)</sup> Friedrich Karl August v. Cramm, geb. 1786, † 1815 bei Quatrebras. Vergl. Hundert Jahre Braunschweigische Husaren. I, S. 335 sub 98.

<sup>2)</sup> Den Offizieren war nachgelassen, in der blauen Interims-Uniform zu verbleiben.

wie bei Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk; und möge die späteste Nachwelt Euer Betragen rühmen; möge man von Euch sagen: auch Er war bei der grossen Schlacht unter den Mauern von Moskau<sup>1)</sup>!

Das Hurrah auf unserer ganzen Linie, gewöhnlich nur der wenig bedeutende Nachhall des von den Führern gegebenen Impulses, hatte dasmal einen tiefen Sinn. Seit Monaten war der Soldat auf die glänzenden Resultate einer Hauptschlacht vertröstet. Wenn auch manchem unserer Novizen der Gedanke an Tod oder Verkrüppelung nicht behagte, so musste es doch allen ohne Ausnahme einleuchten, dass der unerträglich gewordene Zustand von unerhörten Fatiguen und Entbehrungen nur durch Kampf und Sieg gehoben werden könne. Der volltönende Willkommruf galt demnach der wahrhaft ersehnten Schlacht. Die Ansprache des Kaisers traf die vorherrschende Empfindung aller.

In dicht geschlossenen Kolonnen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen marschierte unser Armeekorps der ihm in der Schlachtlinie angewiesenen Stelle entgegen, ohne jedoch des Kaisers ansichtig zu werden. Dort deployierten wir in zwei Linien hinter dem 3. Armeekorps. Schon erreichten uns einzelne hüpfende, rollende Kugeln einer Russischen zwölfpfündigen Batterie aus sehr weiter Entfernung. Dies störte den Aufmarsch unserer trefflich geschulten Regimenter nicht im geringsten. Er wurde mit der grössten Präzision wie auf dem Übungsplatze ausgeführt.

Ein klarer blauer Himmel spannte sich über die weiten, von der aufgehenden Sonne hell bestrahlten Fluren und gewährte uns den Überblick eines Schaustücks so seltener Art, dass, in mir wenigstens, Bewunderung jede andere Empfindung niederhielt. In lang gestreckten Linien umfasste die Russische Armee einen sanft sich gegen uns herabsenkenden Höhenzug und verlор sich an ihrem rechten Flügel hinter den steilen Abdachungen gegen die Kalotscha und Mosqwa, am linken in dem Walde von Utiza. Unser eigenes Heer verstattete auf meinem ursprünglichen Standpunkte keinen gleich umfassenden Überblick. Vor uns in einer leichten Bodensenkung dehnten sich in langen Linien die Divisionen des dritten Armeekorps, dessen Führer, Marschall Ney, auch über uns befehligte. Diesem schloss sich rechts, bis zu den früher eroberten Schanzen vorgeschoben, das erste Armeekorps unter Marschall Davoust an, nur teilweise noch sichtbar. Wald und Bodenerhebungen verbargen uns die Kaisergarden rechts von uns, ferner die Reserve-Kavallerie von Nansouty, Montbrun und Latour-Maubourg gleichwie das 5. Armeekorps unter Poniatowsky im Walde von Utiza, endlich den ganzen, jenseits der Kalotscha aufgestellten linken Flügel, bestehend aus

<sup>1)</sup> Das französische Original siehe bei Ségur.

dem 4. Armeekorps und der Kavallerie Grouchy's unter dem Vize-König Eugène.

Die prachtvolle Scenerie konnte sich mir um so dauernder einprägen, da wir in unserer ersten Aufstellung nahezu eine halbe Stunde verharreten. Lautlos standen unsere Linien, und der Ernst der Erwartung mochte wohl manches Herz unserer jungen Soldaten in raschere Bewegung bringen; fühlte ich selbst mich doch keineswegs ganz frei von menschlicher Regung bei dem Herannahen eines Kampfes, dessen unermessliche Bedeutung für beide Teile so klar zu Tage lag.

Der Kampf um das Dorf Borodino auf unserem linken Flügel und das bereits hörbar von rechts zu uns herüber schallende Tirailleurgefecht im Walde von Utiza eröffnete etwa gegen 6 Uhr morgens die Schlacht. Gleichzeitig ertönte der Geschützdonner, der den Angriff Davousts längs des Waldes auf die drei Redans neben dem Dorfe Semenowskoie vorbereitete<sup>1)</sup>.

Das Herz schwoll mir in Kampfeslust bei dem prachtvollen im Glanze der Morgensonne dem Auge sich darbietenden kriegesischen Schauspiele. Zu schnell jedoch entschwand uns dieser Hochgenuss im wirbelnden, dichten Pulverdampfe. Der Geschützkampf entbrannte auf der ganzen Linie und forderte auch in unseren Reihen bereits Opfer. In dieser Lage ergötzte mich der Humor eines meiner ältesten Unteroffiziere, der viele Schlachten in Hessischen, Preussischen und Österreichischen Kriegsdiensten mitgemacht hatte. Er flüsterte mir zu, ich möge mir doch von meinem neben mir stehenden Flügelmanne die Zunge zeigen lassen. Erst wies ich ihn unwillig zurück; aber er liess nicht nach mich zu bitten, indem er versicherte, dass das Experiment mich interessieren werde. Der von mir aufgeforderte Flügelmann zeigte mir zu meiner grossen Überraschung eine Zunge so weiss wie seine Uniform. Jetzt liess ich mir mehrere Zungen zeigen; alle waren gleich weiss belegt. Der Sergeant versicherte, dass diese Erscheinung sich bei allen Neulingen im Feuer zeige. Jetzt veranlasste ich ihn selbst, mir seine Zunge zu zeigen, sie war krebsrot ... «und die Ihrige, Kapitain?» «Nun das wollen wir dahin gestellt sein lassen», erwiderte ich. Die Zungenprobe fand Anklang und erregte grosse Heiterkeit in den nächststehenden Kompagnien, sie waren alle weiss.

Endlich wurde auch unser achtes Armeekorps beordert, dem dritten zur Verstärkung des Angriffes auf die Redans neben Semenowskoie, den Davoust unternommen hatte, zu folgen. In geschlossenen Bataillonsmassen durch-

<sup>1)</sup> In meiner subalternen Stellung habe ich nicht alles Gesagte aus eigener Anschauung schöpfen können; dennoch habe ich nur da, wo ich es zur Versinnlichung der vorgeführten Scenen für nötig hielt, die tatsächlichen Momente aus guten Quellschriften herangezogen.

schritten wir ein vor uns liegendes, tiefes, von einem Bache durchzogenes Ravin. Längs desselben uns rechts wendend, erreichten wir, in dichte Dampfwolken gehüllt, das Kampfgetümmel in unmittelbarer Nähe der schon einmal genommenen und von den Russen wieder eroberten Schanzen. Während unsers Anmarsches traf das feindliche Geschützfeuer verheerend unsere Reihen. Eine Granate schlug mitten in die geschlossene Kolonne unsers Bataillons. Eine Unzahl der Unsern wurde getötet und verwundet. Dieser Unfall ballte die Marschordnung dergestalt in einen Knäuel zusammen, dass es den Offizieren nur mit der äussersten Anstrengung gelang, unter dem sinnverwirrenden Donner der Geschützmassen in diesem Höllenschlund und des rollenden Musketenfeuers die augenblicklich gestaltlose Masse einigermassen wieder zu ordnen. Unmittelbar hinter den Sturmkolonnen des 3. Armeekorps rückten wir in zu halber Distance aufgeschlossener Regimentskolonne mit dem in gleicher Weise geordneten 6. Regiment hart zusammen. Dergestalt mit dem 6. Regiment zusammen eine kompakte Sturmkolonne der ganzen Brigade bildend, harreten wir mit heisser Ungeduld des Kommandowortes, welches uns aus der verderblichen, leidenden Untätigkeit zu tatkräftigem Handeln führen sollte.

Der dichte Pulverdampf beengte den Gesichtskreis so sehr, dass der Blick kaum den Bereich unserer Brigade zu durchdringen vermochte, und nur je zuweilen, wenn ein Luftzug die Decke etwas lichtetete, tauchten Truppenmassen gespenstisch aus dem Dunstkreise hervor, und es enthüllte sich uns für kurze Momente das mit Toten und Verstümmelten besäete Blutfeld.

Dann verhallte unmittelbar vor uns das Kampfgetöse und machte einem tausendstimmigen *Vive l'Empereur* Platz, welches uns verkündete, dass unsere tapferen Vorkämpfer die Redans erstürmt hatten.

Der drückende Alp einer aufs höchste gesteigerten Spannung löste sich; freier atmete die Brust. Ein an unsern Brigade-Chef, General Damas, heransprengender Generalstabs-Offizier schien uns eine neue Aufgabe zu überbringen; doch schon führte uns das Schlachtengeschick ein ausser Berechnung gelegenes Intermezzo herbei. In einiger Entfernung links von uns tauchte aus dem sich verziehenden Pulvernebel eine schwarze Kavalleriemasse hervor, die mit donnerähnlichem Getöse gegen uns heransprengte. Schnell lässt General Damas aus den noch hart nebeneinander stehenden beiden Regimentern durch Einschwenken mit halben Zügen in die Flanken das sechsgliedrige Quarre formieren, und im Nu steht dasselbe bereit, die schon in der Höhe der linken Flanke des von Bajonetten starrenden Vierecks angelangte Reitermasse mit einem in so grosser Nähe mörderischem Feuer zu empfangen. Diese aber, in leicht bemerkbarer, durch ziemlich dichtes Ge-

strüpp neben uns noch gesteigerter Unordnung, macht keine Miene uns zu chargieren, eilt vielmehr in gestreckter Karriere in der Richtung nach rückwärts an uns vorüber. Gleichzeitig erschallt mit heller, sonorer Stimme der Ruf des Generals: *«Point de feu, ce sont des curassiers Saxons!»* ... und natürlich fällt kein Schuss. In den zunächst folgenden Momenten war zwischen den inmitten des Quarree's haltenden höheren Offizieren eine laute Erörterung leicht vernehmbar. Einerseits wurde behauptet, das messingene A auf den schwarzen Kürassen sei der Namenszug des Königs August von Sachsen. Andere deuteten den Namenszug auf Kaiser Alexander und wollten russische Kommandoworte und Anrufe vernommen haben. Man war noch keineswegs einig, als eben dieselben Kürassiere, jedoch für dasmal in geordneterer Haltung, von da, wo sie unseren Blicken entschwunden, von Neuem in gestrecktem Galopp wieder heransprengten. Noch immer temporisierte der General mit dem Feuern, vielleicht nunmehr mit grösserem Rechte, weil jene abermals keine Miene machten uns zu chargieren, ohnerachtet ihnen freieres Terrain günstigere Chancen zu einem Angriffe auf die ausspringenden Winkel unseres Quarree's darbot. Sie eilten vielmehr auf etwa 15—20 Schritte in der Richtung, woher sie gekommen, an unserer Flanke vorüber. Wir würden vielleicht niemals über den Charakter dieser Kavallerie Gewissheit bekommen haben, wenn nicht Einzelne, augenscheinlich betrunken, aus dem Gliede heraussprengend, mit Pistolen oder Karabinern in das Quarree gefeuert<sup>1)</sup> und ein paar Kanoniere unserer ausserhalb desselben stehenden Regimentsartillerie mit Pallaschhieben angefallen hätten. Das sodann nachträglich befohlene Feuer blieb natürlich ohne wesentliche Wirkung. Es kam zu spät.

Jener Generalstabs-Offizier hatte dem General Damas den Befehl überbracht, die Verbindung des Korps Poniatowsky mit dem im heissen Kampfe engagierten Zentrum zu sichern und dem Angriffe der tapferen Polen auf die mit zähester Hartnäckigkeit von den Russen verteidigte Position im Walde von Utiza zur Stütze zu dienen. Unser Abmarsch erfolgte sofort nach dem Verschwinden der russischen Kürassiere und führte uns an wildem Schlachtgewühle vorüber. Es war der Moment, wo der russische Heerführer Garden und Kerntruppen der Reserve und Massen schwerer Kavallerie herangezogen hatte. Ein verzweifelter Angriff der Russen drohte den durch die äussersten Anstrengungen zur Eroberung und Behauptung der Redans erschöpften und dezimierten Streitkräften Davoust's und Ney's. Diesem gefährlichen Angriffe

<sup>1)</sup> Einer meiner Korporale erhielt an der Backe einen Streifschuss. Späteren Nachforschungen nach halte ich es für wahrscheinlich, dass wir es mit einem Regimente der russischen Kürassier-Division Duca zu tun gehabt haben.



hatte Graf Sorbièr eine Geschützlinie von 80 Feuerschlündern entgegengestellt, deren verheerende Wirkung die Reihen der mit heldenmütiger Todesverachtung heranstürmenden Russen erschütterte. Gleichzeitig stürmte König Murat mit der zur Hand befindlichen Reiterei der des Feindes entgegen und verschaffte so den beiden Marschällen Frist, ihre gelichteten und zerstreuten Scharen wieder zu ordnen.

An diesem Kampfe nahmen mit Ausnahme unserer gegen den Wald von Utiza abrückenden Brigade alle übrigen westfälischen Truppen teil, auch unsere Regimentsartillerie, die sich der Geschützmasse Sorbièrs anschloss, weil sie im Waldgefechte uns doch nicht hätte unterstützen können.

Unsere Brigade eilte, in dichte Dampfwolken gehüllt, der neuen Bestimmung entgegen. Der Weg dahin lag im unmittelbarsten Bereiche des eben geschilderten heissen Kampfes, dem also auch wir unsern, freilich nur passiven Zoll opfern mussten. Aus dem dichten Nebel links von mir tauchte eine Gruppe von zwei Reitern hervor, von denen ich augenblicklich den einen als unsern von der ganzen Division hochverehrten Chef, General Tharreau, erkannte. Fest umschlungen von einem seiner Adjutanten, sich nur noch mit äusserster Anstrengung auf seinem Pferde haltend, entfiel der entblösste Säbel seiner Hand. Auf den Ruf des Adjutanten sprang ich hinzu. Mit nassen Augen raunte dieser, als ich ihm die Waffe hinreichte, mir zu, dass die Verwundung des hochgefeierten Ehrenmannes tödlich sei. Noch an demselben Tage endete er sein Leben. Das Todesfeld lag hinter uns; wieder atmete die gepresste Brust frische Himmelsluft. Vor uns dehnte sich der dunkle Wald. Erst fern, dann näher schallte uns daraus das Geknatter heftiger Tirailleurkämpfe entgegen. Auch hörten wir dumpfen Geschützdonner. Noch während des Vormarsches brachte mir der Adjutant-Major unseres Bataillons den Befehl, sofort das Kommando der Grenadier-Kompagnie zu übernehmen. Deren Kapitain v. Hugo und Premierleutnant v. Poblitzky waren schwer verwundet worden. Wie ungern ich auch meine mir in anderthalbjähriger Führung lieb gewordene Kompagnie inmitten schweren Kampfes verliess, so musste ich doch dem ehrenden Rufe Folge leisten. Mit wenigen von mir tief empfundenen Worten verabschiedete ich mich von meinen treuen Kampfgefährten und eilte zu den Grenadiern. Ihnen stellte mich der Bataillonschef als ihren einstweiligen Hauptmann vor.

An der Lisière des Waldes machten wir einen kurzen Halt. General Damas sandte die vier Voltigeur-Kompagnieen der Brigade hinein, um die Lage der Dinge zu erkunden und die Verbindung mit dem 5. Armeekorps zu bewerkstelligen. Nicht gar lange nachher hörten wir schon das lebhafte Engagement unserer Voltigeurs mit dem Feinde. Das Feuer wurde heftiger, und bald

danach forderte der die Voltigeurs kommandierende Oberstleutnant Wetzel Unterstützung. Sie erfolgte sofort aus Freiwilligen der Zentrumskompagnieen. Nachdem der Feind geworfen, folgte die ganze Brigade.

Bei unserm Eindringen in den Wald unter dem Schutze unserer fortwährend mit dem Feinde engagierten Tirailleurs gelangten wir endlich auf eine Lichtung, wo wenigstens ein Teil der Brigade aufmarschieren konnte. Hier aber fanden wir kräftigen Widerstand. Unsere Tirailleurlinie wurde so heftig gedrängt, dass sie sich auf uns zurückzog. Selbst unsere im Aufmarsche begriffene Linie erlitt nicht unerhebliche Verluste von dem scharf nachdringenden, verdeckten Feinde. Mein *Serre-file*<sup>1)</sup> am rechten Flügel der Grenadiere sank, von einer Kugel in den Kopf getroffen, augenblicklich tot zusammen. Zur Verstärkung unserer zurückgeworfenen und bereits sehr gelichteten Tirailleurlinie wurden nunmehr die beiden ersten Grenadier-Kompagnieen unseres und des 6. Regiments vorgeschickt, um das Übergewicht wieder zu erzwingen. Eine kräftige Bajonett-Attacke unter Hörnerschall und Schlachtruf der ganzen Feuerlinie warf im Sturmschritte den Feind zurück. Im gleichraschen Nachrücken der ganzen Brigade gelang es, die Russen aus diesem Teile des Waldes zu vertreiben. Während dieses heissen Kampfes verloren wir unsern braven, wegen seiner militärischen und reinmenschlichen Eigenschaften allgemein verehrten Brigade-General Damas. Er war von einer Kugel tödlich getroffen. An seine Stelle trat Oberst v. Füllgraff. An der jenseitigen Lisière des hier sich in weitem Bogen nach innen krümmenden Waldes erblickten wir auf einer sanft gegen den Wald sich herabsenkenden Höhe eine feindliche Batterie, hinter welcher sich Infanteriemassen auf den Erdboden gelegt hatten. Vor den Geschützen am Abhange, ebenfalls auf dem Boden liegend, erschien die früher geworfene feindliche Tirailleurlinie. Sowie wir uns blicken liessen, begrüßte uns heftiges Geschützfeuer auf wirksame Entfernung. Demgegenüber zogen wir uns einstweilen einige hundert Schritte in den Wald zurück, eine Tirailleurkette an der Lisière hinter deckenden Bäumen und Gesträuchen zurücklassend. Nichtsdestoweniger fuhr die Batterie fort, uns mit Vollkugeln und Granaten dergestalt zu belästigen, dass dieselben, in die dichten Baumgruppen unter unheimlichem Sausen und Krachen einschlagend, uns mit Zweigen und Splittern überschütteten, von denen mehrere unserer Soldaten getroffen und wenigstens zeitweise kampfunfähig wurden. Am widerwärtigsten aber belästigte uns das längere Aus-harren in untätiger Ruhe. Aber plötzlich erschien Oberst Füllgraff. Mit seiner sonoren Kommandostimme rief er: «Lasst uns brav sein, Kameraden, drauf im Sturm-marsch! Brigade Gewehr auf! Marsch!» Die Worte wirkten

<sup>1)</sup> Ersatz-Unteroffizier beim momentanen Austreten des Zugführers aus der Frontlinie.

elektrisch. Mit donnerndem Hurrah überschritt die Brigade, das 2. Regiment voran, die Lisière des Waldes. Unsere schöne Regimentsmusik steigerte den Mut und die Zuversicht unserer braven Soldaten, bis endlich der Trommelwirbel des eintönigen Sturmmarsches uns in rascher Bewegung dem Feinde entgegentrieb. Verheerend schlugen die Vollkugeln der Batterie in unsere Reihen, und jeden Augenblick durften wir, in grösserer Nähe, einer Saat von Kartätschen entgegensetzen. Die völlige Vernichtung aber erwartete uns durch das Feuer und Bajonett einer Infanterielinie, deren volle Stärke man nicht erkannt hatte, nun aber sich sichtlich als weit überlegen herausstellte. Von keiner Seite zeigte sich eine Unterstützung unseres mehr als kühnen Beginnens. Der Schlachtruf verhallte unter der Wucht der näher an uns herandringenden Zerstörung. Kürzer und immer kürzer ward unwillkürlich der Schritt, und man hörte nur noch den ermunternden Zuruf der vor der Frontlinie einherschreitenden Offiziere!

Füllgraff erkannte jetzt endlich die gänzliche Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens. Er befahl den Rückmarsch. Noch hundert Schritt weiter, wir hätten sicher die Schmach erfahren, in wilder Flucht zurückgeworfen zu werden. Jetzt gelang noch den angestregten Bemühungen der Offiziere und unserer braven Unteroffiziere, den schützenden Wald in einigermaßen guter Haltung wieder zu erreichen, allerdings mit grossen Verlusten. Dort begrüßte uns der Oberst eines eben angelangten polnischen Regiments, der uns, respektvoll salutierend, entgegenritt und den Vorschlag machte, *«les braves Westphaliens»* einstweilen hinter sein Regiment zurück zu nehmen und ihm die Verteidigung des Waldrandes zu überlassen.

Wir hatten uns mit Ehren einer sehr schlimmen Lage entzogen; schwer aber wurde es uns Offizieren, des Eindrucks einigermaßen Herr zu werden, den das kopflose Unternehmen auf unsere Neulinge gemacht hatte. Jedem Urteilsfähigen musste sich die Unfähigkeit oder wenigstens geringe kriegerische Begabung eines Mannes vor Augen stellen, der geglaubt hatte, es unternehmen zu dürfen, mit drei schon sehr geschwächten Bataillonen eine vorteilhaft placierte, von einer starken Infanterie gedeckte Batterie ohne Mitwirkung anderer Truppen anzugreifen. Er hatte uns allen im ersten Momente imponiert; aber keinem war es in den Sinn gekommen, dass unsere schwache Brigade allein auf so kopflose Weise in sicheres Verderben geführt werden würde.

Nach einiger Rast erhielt Oberst Füllgraff den Befehl, den Teil des Waldes, wo wir uns befanden, den nachrückenden Polen zu überlassen und sich mit noch anderen Truppenteilen unsers Armeekorps unter das Kommando des Generals v. Ochs zu stellen. Wir marschierten demnach links ab und trafen

zunächst auf das detachierte Bataillon des 6. Regiments, bei welchem sich der General v. Ochs befand. Dieser wies der nunmehr wieder vereinigten Brigade eine Aufstellung inmitten eines etwas lichterem Teils des Waldes an. Der General ritt die Linie entlang. Schon dessen Anblick, sein ruhiges, heiteres Auge, womit er unsere sehr gelichteten Reihen musterte, und die wenigen, kernigen Worte, die er an die jungen Soldaten unseres Regiments im Vorüberreiten richtete, erhöhten sichtbar deren Mut und Zuversicht; mehr noch aber die unmittelbar folgende Kampfszene. Durch die lichten Baumgruppen sahen wir in noch ziemlicher Entfernung Gewehre blinken; feindliche Tirailleurs begannen auf uns zu feuern, denen dann rasch unsere Voltigeurs sich entgegenwarfen. Einer der ersten Schüsse verwundet unsern Bataillonschef leicht am Arme; da erschallt plötzlich vom rechten Flügel herüber ein wilder Schlachtruf. Eine starke russische Infanterielinie wirft sich im Sturmschritte mit gefälltem Bajonette auf das 6. Regiment. Ein energischer Zuruf des braven Ochs genügt, um die trefflich geschulten alten Soldaten dieses schönen Regiments in unbeweglicher Ruhe zu erhalten. Auf höchstens zwanzig Schritte Entfernung empfangen sie die mit Todesverachtung heranstürmenden Russen mit wohlgezielten Bataillonssalven, dann «Fällt's Gewehr, Marsch, Marsch!» auf den Feind, der in regelloser Flucht entweicht. Unser Regiment folgte, und im Vorgehen stiessen wir auf ein zweites Echelon Russen, welches jedoch nach dem Scheitern der ersten Attacke sich damit begnügte, die Geschlagenen aufzunehmen und uns in schleunigem Rückzuge eine starke Tirailleurlinie entgegen zu werfen. Das waren köstliche Momente. Sie gaben wie mit einem Zauberschlage den jungen Soldaten unseres Regimentes den freudigen Kampfesmut zurück.

Einstweilen sich mit dem errungenen Vorteile begnügend, liess der General Halt machen, vermutlich um erst noch das Herankommen der 2. Brigade abzuwarten, und entsandte die vier Voltigeur-Kompagnien zur Verfolgung des Feindes. Das Tirailleurgefecht wurde von neuem äusserst hartnäckig. Unter vielen uns entgegenkommenden Verwundeten hatte ich den Schmerz, einen sehr lieben, jungen Freund, den Voltigeur-Leutnant v. Meibom, zu finden, der, schwer in das Kniegelenk getroffen, von zwei Voltigeurs zu uns herangetragen wurde.

Während unsers nicht gar langen Aufenthalts wurden wir von jener ganz mit Schimmeln bespannten Batterie, gegen welche wir so tollkühn vorhin angestürmt waren, mit Granaten begrüsst. Wenngleich wir in der weiten Entfernung nur wenig davon zu leiden hatten, so wurde doch mir persönlich durch diese Batterie eine der seltensten Zufälligkeiten bereitet. Das Kommandowort führte uns vorwärts. Im Begriffe, dem zu folgen, marschierte

ich auf dem rechten Flügel meiner Grenadier-Kompagnie. Da schlug eine Granate zischend unmittelbar vor meinem kaum gehobenen Fusse nieder und zersprang in demselben Augenblicke. Eingehüllt in eine Wolke von zerstäubender Erde und Dampf, fast besinnungslos von dem betäubenden Knalle und dem atemraubenden Luftdrucke, taumelte ich noch einige Schritte vorwärts und sinke dann einem mich auffangenden Grenadiere in die Arme. Doch nur wenige Augenblicke währte diese Apathie. Zu voller Besinnung zurückgekehrt, fühlte ich nirgends eine Verletzung, wohl aber erblickte ich einen meiner Unteroffiziere leblos und zwei Verwundete neben mir. Am Arme des mich stützenden Mannes folgte ich dem vorrückenden Bataillone. Ich empfand eine fieberische Nervenaufrregung, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn, meine Gehörorgane waren von einem heftigen Brausen fast absorbiert, und es war, als ginge ich auf Stelzen. Das langsame Vorrücken der Brigade im Gehölze gewährte mir indess Zeit, mich nach und nach wieder so weit zu erholen, um meinen Obliegenheiten notdürftig genügen zu können. Mein Bataillonschef hatte das Einschlagen der Granate in die Kompagnie wahrgenommen und kam während eines kurzen Haltes herbei in der Besorgnis, dass auch ich davon getroffen sein könne. Im Vorgehen hatte ich ein sonderbares kitzelndes Gefühl längs des Schienbeins empfunden. Da ich am ganzen Körper nicht den leisesten lokalen Schmerz fühlte, so konnte natürlich von einer eigentlichen Verwundung nicht die Rede sein. Um mich zu überzeugen, benutzte ich die augenblickliche Ruhe. Willens mein Beinkleid über die kurze Gamasche aufzukrempen, sehe ich beide zunderähnlich in Fetzen zergehen und mehrere Blutstreifen am rechten Unterschenkel hinunterrieseln. Es war das Ergebnis zahlloser aus allen Poren hervorquellender Blutstropfen, die sich vereinigend am Beine hinabflossen. Der Glutstrom hatte die Bekleidung verkohlt, der Luftdruck die Venen geöffnet. Ausser einer geringen, etwa Gulden grossen Quetschung war ich unverletzt. Ein halbes Wunder hatte mich vor dem Tode oder grässlicher Verstümmelung bewahrt.

Unsere schwer gepackten, hungernden Soldaten lagen todesmatt am Boden. Noch verweilte die Sonne zögernd über dem Rande des Horizontes und wollte sich immer noch nicht von dem blutigen Trauerspiele trennen. Von neuem rüttelte das Kommandowort die Ruhenden empor. Der weitere Vormarsch bis zum Waldrande führte uns nochmals jener ominösen Schimmel-Batterie entgegen. Bis dahin hatte sie ihren Platz behauptet; jetzt aber, in weitem Halbkreise von Infanterie umfasst, verschwand sie mit ihrer Bedeckung hinter der Höhe, nachdem sie noch einmal aus allen acht Geschützen Abschiedsgrüsse entsandt hatte.

Unser Anteil an dem harten Tagewerke war ziemlich zu Ende. Das Schicksal des Tages war entschieden, der Feind überall zurückgeworfen. Aber der Sieg hatte keineswegs den glänzenden Erfolg, den alle gehofft hatten. Beide Heere hatten ungeheure Verluste gehabt, der Sieger geringfügige Trophäen und wenig Gefangene. Unsere Armee, mit Ausnahme der ganz intakt verbliebenen alten Garde, war ausser Stande, noch Anstrengungen zu machen. Noch bis Mitternacht behauptete Kutusoff die Stellung, in welche er sich bei Einbruch der Dunkelheit zurückgeworfen fand. Dann erst überliess er uns in einigermaßen geordnetem Rückzuge das Schlachtfeld. So sehr bestand dies Missverhältnis, dass unsere 1. Brigade noch in der Nachtstellung einen heftigen Tirailleurangriff durch die todmüden Voltigeurs abweisen musste, wobei Oberst v. Füllgraff leicht in der Seite durch eine der letzten feindlichen Kugeln verwundet wurde.

Die Appells in den Kompagnieen zeigten uns die Grösse unserer Verluste.

Vom 2. Regiment waren tot: Kapitain v. Haynau, Leutnant v. Poblitzky<sup>1)</sup> und noch zwei Leutnants, verwundet: Oberst v. Füllgraff, Oberstleutnant v. Schmidt, Adjutant-Major Gallet, die Kapitains Neuhaus, v. Hugo, v. Meybom, die Leutnants v. Meybom<sup>2)</sup>, Graf v. Rantzau und andere.

Ein eigentümliches Gefühl stolzer Befriedigung erfüllte meine Brust. In der Freude meines Herzens schrieb ich beim Scheine des Wachtfeuers an meine gute Mutter.

Bis aufs äusserste erschöpft lag alles ringsumher. Während des ganzen Tages hatte niemand an Essen und Trinken gedacht; auch gab es bei uns nichts als dürftige Reste vom vorigen Tage und Schiffszwieback. Da brachte ich zufällig in Erfahrung, dass bei der 2. Brigade eine Austeilung von Branntwein soeben vorgenommen werde. Ich hatte im 3. Regiment mehrere genauere Bekannte. Ich kam noch zur rechten Zeit und erhielt ein grosses Bidon bis zum Rande gefüllt, auch ein tüchtiges Stück gesalzenes Rindfleisch. Von dem Branntwein gab ich die Hälfte meiner eigenen Kompagnie, die andere meinen Grenadieren.

#### 4. Das Nahen des Verhängnisses.

Die scheidende Sonne des Tages von Borodino bezeichnet den Kulminationspunkt der weltgeschichtlichen Bedeutung des Imperators.

Unser 8. Armeekorps war zur Bewachung des Schlachtfeldes und zugleich zur Arrieregarde der gleich am folgenden Tage weiter vorrückenden Armee ersehen. Dies verschaffte uns eine viertägige, wenn auch unvollkommene Ruhe, deren wir gar sehr bedurften, da das Armeekorps aus seinem schon

<sup>1)</sup> An schwerer Verwundung gestorben.

<sup>2)</sup> Später im Hospitale gestorben.

früheren Arrièregarde-Verhältnisse in forcierten Märschen zu der Teilnahme an dem anstrengenden Tage herangezogen worden war.

Die höchst nötige Erholung wurde uns von vornherein durch eingetretenes kaltes und regniges Wetter verleidet. In weitem Umkreise dehnte sich vor uns das Erntefeld des Todes. Arbeitskommandos, Patrouillen und Ärzte durchzogen die Ebene und den Wald; aber die ärztliche Hilfe stand in so wenig genügendem Verhältnis zu der ungeheuren Zahl der Verwundeten, dass während der kurzen Frist unsers Verweilens auf dem Schlachtfelde auch nicht einmal annähernd Hilfe zu schaffen war. Noch weniger konnten durch die weitaus unzureichenden Transportmittel die oberflächlich ärztlich Versorgten in die Hospitäler fortgeschafft werden. Da, wo der Kampf am wildesten gewütet, lagen aufgeschichtete Haufen von Toten und Verwundeten über- und durcheinander, untermischt mit verstümmelten Pferden, zertrümmerten Geschützen, Munitionswagen und Waffen aller Art in so grausigem Gemengsel, dass das unvermeidliche Durchstöbern nach noch atmenden schwer Verwundeten auch den Rohesten mit Schauer und Entsetzen erfüllen musste. Dienstpflicht und menschliches Empfinden trieb uns Offiziere zu rastloser Tätigkeit, um zu helfen, wo es möglich, zu beaufsichtigen, wo es nötig war. Ich sah dort haarsträubende Szenen des Jammers; hörte die Angstbitte um schnellen Tod, das Hilfsgestöhne, wenn der Arzt nahete, den Schmerzensschrei des Gequälten unter der oft ungeschickten, auch wohl rohen Behandlung unempfindlicher Chirurgen. Ich bewunderte den stoischen Gleichmut der Russen gegenüber der ungeduldigen Leidenschaft des Südländers, der lauten Wehklage des empfindlichen Deutschen, der finsternen Verbissenheit des Polen.

Unsere Bivouaks erschallten nicht mehr von munteren Gesängen, von dem herzlichen Gelächter. Am Tage waren sie durch Kommandos so verödet, dass ausser wenigen Offizieren und Unteroffizieren kaum eine hinlängliche Anzahl für die Fahnenwache und zum Kochen der dürftigen Speisen zurückblieb. Die kälter werdenden Nächte unter freiem Himmel ohne Lagerstroh auf durchfeuchtetem Boden gewährten den Leuten ebensowenig die nötige Ruhe. Die Bekleidung war abgenutzt, und es fehlte an Zeit und Material zur Ausbesserung.

Aus dieser peinlichen Lage erlöste uns endlich der ersehnte Befehl zum Vormarsche, der mit lauter Freude begrüsst wurde.

Dem 8. Armeekorps war die Stadt Moshaisk, ein offener etwa vier Wegstunden vom Schlachtfelde entfernter Ort von mässigem Umfange zur einstweiligen Kantonierung angewiesen. Von hier ab wurde ein Bataillon des 6. Regiments nach dem Städtchen Wereia detachiert. Auf dem ziemlich steil

abfallenden Höhenzuge jenseit Moshaisk hatte die russische Nachhut ein hartnäckiges Gefecht mit unserer Avantgarde unter Murat angenommen. Bei unserem Eintreffen am 12. September fanden wir daher die von den Einwohnern verlassene Stadt mit zahlreichen Verwundeten angefüllt. Das Armeekorps wurde dergestalt in der Stadt verteilt, dass jeder Abteilung ein entsprechender Häuserkomplex überwiesen wurde, in welchem man sich so gut als möglich einrichtete. Meiner Grenadier-Kompagnie wurde zusammen mit der 1. Kompagnie meines älteren Kameraden aus altbraunschweigischer Dienstzeit, des Hauptmanns v. Koch<sup>1)</sup>, ein grosses Gehöft mit Nebengebäuden am Rande der Stadt eingeräumt. Der schlecht gebaute, finstere Ort entbehrte grösstenteils des Strassenpflasters, so dass man bei der nassen Herbstwitterung auf den Strassen und Plätzen in unergründlichem Kote wanderte. Überdies fehlte es bei dem Mangel an Einwohnern, an Händen, um die Säuberung der Stadt von in Haufen umherliegenden Menschen- und Pferdeleichen, zertrümmertem Material aller Art, Schutt von verbrannten Gebäuden usw. auch nur oberflächlich herzustellen. Auch durch Soldaten konnte es nur nach und nach geschehen, weil diese anderen Dienst zu besorgen hatten.

Alle Einrichtungen, welche innerhalb unseres Armeekorps getroffen wurden, deuteten auf längeres Verweilen in unserer engen Kantonierung. Eine Kommandantur ordnete den Garnisondienst in Moshaisk, das Etappenwesen und den Sicherheitsdienst. Die Verpflegung, teilweise aus Magazinvorräten, zum grössten Teile durch regelmässige, grosse Fouragierungen in weitem Umkreise herbeigeschafft, geschah möglichst regelmässig durch das Kommissariat und zwar in einer Beschaffenheit, dass wir zwar nicht im Überflusse schwelgten, doch auch nicht, wie bisher, darben mussten. Unsere Soldaten erholten sich sichtbar, wenngleich Dysenterieen noch häufig waren. Aus den rückwärts liegenden Hospitälern gingen uns nach und nach einzelne Genesene wieder zu, so dass die durchschnittliche numerische Stärke der Kompagnieen unseres Regiments etwa 50 bis 60 Kombattanten betrug. Nur die Kompagnieen der in Dorogobusch, Wiäsmä und Gschatsk zurückgelassenen Bataillone waren viel stärker.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in Moshaisk verbreitete sich blitzschnell die sichere Kunde von dem Einzuge des Kaisers in Moskau am 14. September.

Gleich einem aus dunklem Gewölke plötzlich hervorbrechenden Strahle wirkte diese überraschende Kunde und erhielt uns noch längere Zeit fest in

<sup>1)</sup> Christian v. Koch, geb. 1775, † 1844. Siehe v. Kortzfleisch, Gesch. d. Br. Inf. Regts. II, 431.



Träumen überspannter Hoffnungen und Wünsche. Allgemein hatte man sich bis dahin der Ansicht hingegeben, dass der Fall Moskaus nicht ohne einen zweiten mörderischen Verzweigungskampf erfolgen werde. Man musste voraussetzen, dass für diesen Kampf von Seiten der Russen jede nur erdenkliche Vorbereitung getroffen worden sei. Man dachte, dass an einem Kampfe innerhalb der Mauern der riesigen Stadt sich die ganze kampffähige Bevölkerung bis zum letzten Blutstropfen beteiligen würde. In frischem Angedenken noch lag mir persönlich der furchtbare Kampf gegen die in glühender Vaterlandsliebe fanatisch aufgeregten Catalanier, welche, Herd und Heimat verlassend, sich überall ihren Drängern entgegenstellten und in Gerona gezeigt hatten, welcher Höhe der Begeisterung Nationalgefühl und Fremdenhass fähig sind. Ähnliche Symptome hatten sich neuerdings bei den Russen gezeigt. Der unvollkommene Sieg am 7. September hatte uns mit düsteren Vorahnungen erfüllt, und die vermeintlich noch bevorstehenden Entscheidungskämpfe hatten schwere Besorgnisse wach erhalten. Und nun zerstreuten sich wie mit einem Zauberschlage die schweren Wolken, der Glanz der neuen, staunenswerten Eroberung schien hinlänglich, sie ganz und gar zu verscheuchen. Wer auch mochte es im voraus erkennen, dass sie sich zu einem Gewitter zusammenballten!

Einstweilen erfreuten wir uns der Gegenwart, die uns schon jetzt eine sehr verbesserte materielle Existenz unter Dach und Fach und so manche lang entbehrte Genüsse als Tabak, Wein, Liköre usw. gewährte. Gar sehr beneideten wir die Teile unseres Armeekorps, denen ein günstiges Geschick es vergönnte, die prachtvolle Riesenstadt zu betreten. Einem starken Detachement unter dem Befehl des Obersten Bernard — 3. Linien-Regiment, 2. und 3. leichtes Bataillon und 60 Husaren —, welches die kaiserlichen Equipagen und Tresorwagen eskortierte, wurde dieser Vorzug zu Teil, imgleichen unserer Kürassier-Brigade nebst einer reitenden Batterie unter Latour-Maubourg.

Die einigermaßen günstige Lage, in der wir uns befanden, hatte neben den umlaufenden Gerüchten von unermesslichen in Moskau vorgefundenen Vorräten, unsere früheren Besorgnisse dergestalt zerstreut, dass wir die überschwenglichsten Erwartungen hegten. Der Soldat träumte von Wohlleben in Feindesland und von der verheissenen baldigen Rückkehr in die Heimat.

Selbst in den Offizierskreisen begannen von neuem überspannte Erwartungen von einem nicht mehr zu bezweifelnden nahen Friedensschlusse sich geltend zu machen. Daneben erfüllte das Bewusstsein, an einem Kriegszuge teilgenommen zu haben, dessen Erfolg in der Kriegsgeschichte fast einzig

dastanden, einen jeden, hochoben bis zum letzten, mit stolzer Befriedigung. Das Unerhörte lag hinter uns.

Einige Tage nach unserm Einrücken in Moshaisk benutzte ich nach anstrengendem Tagewerke eine freie Abendstunde, um in einer langen Epistel zur Heimat, meine Begegnisse, Aussichten und Hoffnungen zu schildern. Da rief mich mein Zimmergenosse, Hauptmann v. Koch, nach dem hinter unserm Gehöfte belegenen freien Felde hinaus, um ein sonderbares Phänomen zu beobachten. Ein Feuerschein schwebte über dem Horizonte in der Richtung nach Moskau. »Welch prachtvolles Nordlicht!«, rief ich. Doch mein älterer Freund machte mir bemerklich, dass ein fast im Osten stehendes Nordlicht ihm seltsam vorkomme, überdem aber jener feurige Schein für ein Nordlicht zu dicht auf dem Horizonte ruhe. Plötzlich erblickten wir links vom Rande des Feuerscheins einen sich fast perpendikular senkenden Feuerklumpen, etwa in der scheinbaren Grösse eines Talers, welcher mehreremale die Gestalt veränderte, und nach einigen Minuten verschwand<sup>1)</sup>. Der Feuerschein blieb unverändert. Nach Aussage unserer Wachtposten wich er erst dem hellen Tageslichte.

Schon im Laufe des folgenden Tages erhielten wir nur allzusichere Aufschlüsse. Es verbreitete sich blitzschnell die Kunde über den Brand von Moskau, und zwar in allen Teilen der riesigen Stadt. Mit so reissender Schnelligkeit hatte die allenthalben gleichzeitig angefachte Glut Überhand genommen, dass selbst der Kaiser seine persönliche Sicherheit im Kreml gefährdet gesehen und sich nach Petrowskoy zurückgezogen hatte. Noch andere bedenkliche Tatsachen brachten wir in Erfahrung. Nicht wie in anderen Hauptstädten war dem Eroberer die Unterwerfung durch Deputationen mit den Schlüsseln entgegengetragen. Mit dem Heere hatten die Behörden und nahezu die ganze Bevölkerung die Stadt verlassen. Nur wenige Ausländer, die von den Franzosen Schutz erwarteten, waren zurückgeblieben. Der General-Gouverneur von Moskau hatte alle, selbst die schwersten Verbrecher, aus den Gefängnissen entlassen. Über die Ursachen des Brandes von Moskau herrscht tiefes Dunkel. Meines Bedünkens konnte es nur einer mit raffiniertester Umsicht organisierten Brandstiftung gelingen, das Zerstörungswerk so zu vollenden, dass jede menschliche Anstrengung zur Dämpfung vergebens blieb.

Ich gestehe gern, dass die düsteren Vorahnungen, welche sich nun Bahn brachen, bei mir persönlich erst viel später Raum gewannen. Es fehlte allerdings keineswegs an bedenklichen Zuständen, welche nach und nach unsere Lage zu trüben begannen. Die Verpflegung wurde spärlicher. Die Foura-

<sup>1)</sup> Ich habe dies später auf die bei Ségur erwähnten Feuerballons gedeutet.

gierungen mussten mit immer grösseren Truppenmassen ausgeführt werden, die sich fast immer ihre Beute erst erkämpfen mussten. Dem Massenaufgebote der russischen Landwehr war der »heilige Krieg« gepredigt. So ungefährlich diese roh organisierten und schlecht bewaffneten Kriegshaufen im geregelten Gefechte sein mochten, so dienten sie doch im Vereine mit Schwärmen von Kosacken und tief aus den asiatischen Provinzen herangezogenen halbwilden Stämmen zu Alarmierungen, Gefährdung der Kommunikationen und Fouragierungen. Wehe den Unglücklichen, welche vereinzelt oder in kleinen Detachements den Landstürmern in die Hände fielen! Wenn gleich nun diese und ähnliche Wahrnehmungen nicht eben unterschätzt wurden und mehr oder weniger Bedenken erregten, so erschienen uns solche doch keineswegs geeignet, unsere sicheren Hoffnungen zu beeinträchtigen. Glückliche Unwissenheit hielt uns wenigstens noch ein Weilchen in den hoffnungsreichsten Träumen befangen.

Abgesehen von dem Genusse der uns so nötigen Ruhe und einer erträglichen Verpflegung bot Moshaisk wenig Annehmlichkeiten. Der Garnison- und Sicherheitsdienst wurde strenge gehandhabt. Die grossen Fouragierungen machten bei immer weiterer Ausdehnung auch um so stärkere Commandos nötig. Die Entsendung mobiler Kolonnen zur Sicherung der Kommunikationen nahmen die Kräfte unserer Leute gar sehr in Anspruch. Die Zerfahrenheit, um nicht zu sagen Unfähigkeit unseres Obergenerals Junôt in rein militärischer und administrativer Hinsicht stellte sich immer schärfer heraus, vor allem aber seine moralische Unwürdigkeit. Aller Gegenvorstellungen und Bemühungen des braven Divisionsgenerals v. Ochs und anderer ohnerachtet verfügte Junôt die widersinnigsten Massregeln, ohne im mindesten das Wohl der seiner Fürsorge anvertrauten Truppen zu berücksichtigen. Ein Jäger von unseren tapferen Karabiniers der Garde auf Wache im Hauptquartier findet auf offener Strasse einen silbernen Becher in ledernem Futterale mit Riemen zum Umhängen. Er zeigt bei seiner Rückkehr zur Wache den glücklichen Fund, den er offen zur Schau trägt, den Kameraden. Ein Diener Junôts erkennt den Becher als Eigentum des Generals, fordert ihn zurück, und der Jäger gibt unweigerlich denselben sofort dem Diener. Bald darnach wird der Mann verhaftet, des Diebstahls angeklagt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Dieses fällt das den ermittelten Verhältnissen entsprechende Erkenntnis, dass der Mann des Diebstahls nicht schuldig sei, wohl aber darin gefehlt habe, den Fund nicht sofort an den Wachtkommandanten abgeliefert zu haben, wofür ihm eine ziemlich harte Strafe zuerkannt wird. Junôt kassiert das Urteil, beruft ein neues Kriegsgericht, für welches er selbst den präsidierenden Stabs-offizier bezeichnet, und lässt die Anklagepunkte so scharf präzisieren, dass

der Beschuldigte des Diebstahls in Ausübung des Dienstes für schuldig erkannt und zum Tode verurteilt wird. Nichts halfen die einmütigsten Vorstellungen unserer Generale, dass der Verurteilte (der Sohn eines königlichen Revierförsters), ein völlig unbescholtener, braver Soldat, nur in jugendlicher Unbedachtsamkeit gehandelt habe. Von dem ehernen Panzer der Unbarmherzigkeit Junôts prallten Fürbitten und Vorstellungen spurlos zurück. Er bestätigte das Todesurteil, und nach 24 Stunden wurde der Unglückliche erschossen. Ich halte es für nötig, die volle Wahrheit meiner Erzählung mit Wort und Ehre zu verbürgen. Der Vorgang rief eine so allgemeine Entrüstung hervor, dass wohl nur unser späteres Elend es verhütet hat, wenn die erste beste Gelegenheit blutiger Vergeltung gegen den Wüterich unter den Tausenden, die mit verbissenem Ingrimme die Untat unvergessen im Herzen trugen, unbenutzt geblieben ist<sup>1)</sup>.

Der Rückzug des russischen Heeres in der Richtung auf Kaluga hatte dasselbe in einer vorteilhaften Stellung bei Tarutino<sup>2)</sup> in die Lage gebracht, unsere Kommunikationslinie in der rechten Flanke zu gefährden. Zwar waren Eugène und Murat dem ausweichenden Feinde mit hinlänglichen Streitkräften gefolgt, um jeden Versuch Kutusoffs, uns wirksam zu beruhigen, zu paralysieren. Einstweilen um so sicherer, als unsere Gegner unter dem demoralisierenden Einflusse einer verlorenen Schlacht keineswegs in der Verfassung waren, Erhebliches zu unternehmen. Nichtsdestoweniger hatte die längere Ruhe auch dem russischen Heerführer Gelegenheit dargeboten, seine geschlagene Armee zu reorganisieren, die nötigen Kriegsbedürfnisse und Subsistenzmittel aus den Waffenfabriken und Arsenalen und aus den südlichen fruchtbaren Provinzen heranzuziehen und den Volksaufstand zu bilden. Man hörte nicht eben selten von Aufhebung kleinerer Detachements, Überfällen und dergleichen. Es wurden Beispiele von unerhörter Grausamkeit erzählt, welche von Landstürmern an einzelnen Gefangenen verübt sein sollten. Die Entsendung mobiler Kolonnen boten allerdings Mittel dar, solche Parteigängerhaufen in Schach zu halten. Solche sogenannte scharfe Kommandos nahmen auch die Kompagnien unseres Regiments häufig in Anspruch. Zwei derselben will ich darzustellen versuchen.

Unter dem Kommando des Oberstleutnants Bödicker, Chef des 2. leichten Infanterie-Bataillons, wurde in den letzten Septembertagen eine mobile Ko-

<sup>1)</sup> Man erzählte später, dass der General v. Ochs die Vorlegung der Akten an unsern König mit einem Begnadigungsgesuche verlangt habe. Junôt habe höhnend erwidert, er wolle ihn daran nicht hindern; aber das Urteil werde vorschriftsmässig ausgeführt werden. <sup>2)</sup> Am Naraflusse halbwegs zwischen Moskau und Kaluga.

lonne entsendet mit der sehr allgemein gehaltenen Instruktion, auf der grossen Heerstrasse über Borodino bis zum Kloster Kolotzkoi, wo sich unser Hauptlazarett befand, zurückzugehen und von dort zu der alten Strasse von Smolensk nach Moskau überzugehen. Während des Rückmarsches auf letzterer Strasse sollten Streifparteien, die sich etwa dort zeigten, angegriffen werden. Mit Tagesanbruch rückte die aus dem 2. leichten und unserem 2. Bataillon nebst 50 Husaren bestehende Kolonne aus und erreichte gegen Mittag Borodino, wo ein zweistündiger Ruhehalt gemacht wurde. Noch lagen dort tausende skelettartig vermoderte Leichen und zertrümmertes Material haufenweise über- und durcheinander. Auf unserem Ruheplatze trafen wir einen Gefangenentransport<sup>1)</sup>, dessen Escorte aus Franzosen und Portugiesen bestand. Die Gefangenen entstammten grossenteils den entlegenen Steppenvölkern der Baschkieren und Kalmücken. Unsere fernere Bestimmung führte uns nach Kolotzkoi. Obgleich wir bereits einen ziemlich starken Tagemarsch zurückgelegt hatten, erfuhren wir, dass hier unseres Bleibens nicht sein werde, dass wir vielmehr nach völlig eingetretener Dunkelheit noch einen kurzen Marsch zu machen haben würden. Ich benutzte diese Frist, um in den Lazarettssälen mich nach meinem jungen Freunde, dem bei Borodino schwer verwundeten Leutnant v. Meibom, zu erkundigen. Ich fand ihn hoffnungslos, dem Tode nahe. Auf dem Schlachtfelde oberflächlich verbunden, war er am folgenden Morgen nach Kolotzkoi transportiert. Anfangs war es ihm noch erträglich ergangen, dann aber war er bei der ungeheuren Überfüllung des Hospitals und der ganz unverhältnismässig geringen Zahl von Ärzten aus einer Hand in die andere geraten und vernachlässigt. Der Hospitaltyphus mochte ihn wohl allbereits ergriffen haben. Der blühende, kräftige, 19jährige Jüngling war dem Tode verfallen. Der Abschied von ihm zerriss mir das Herz. Wir verliessen Kolotzkoi und marschierten längs des rechten Ufers der Kalotscha in pfadlosem Dunkel. Nach etwa anderthalbstündigem Marsche erreichten wir ein dichtes, junges Fichtengehölz, in welches wir so tief hineindrangten, dass unsere Bivouaksfeuer nach allen Richtungen verdeckt blieben. Bis dahin war uns das Wetter günstig gewesen, einige Stunden später jedoch, als alles mit Ausnahme der Wachen im tiefen Schläfe lag, wurden wir durch dicht herniederrieselnden Regen unsanft aus unserer Behaglichkeit aufgerüttelt. Auf Anordnung unsers Chefs musste jeder Soldat sein Gewehr aus den Pyramiden zu sich nehmen und die grösste Sorgfalt

<sup>1)</sup> Der Adjutant erzählte mir, die Führer solcher Transporte hätten die persönliche Instruktion, einen jeden zum Weitermarsche Unfähigen sofort erschliessen zu lassen; dieser barbarische Befehl werde jedoch von menschlich gesinnten Kommandeurs auf mannfach sinnige Weise umgangen.

darauf verwenden, dasselbe mittels des ledernen Schlossfutters, Gewehrpfropfens und tunlichster Bedeckung in schussfertigem Zustande zu erhalten. Dann überliessen wir uns noch einige Stunden dem nassen Lager. Beim ersten Tagesgrauen brachen wir in tiefster Stille auf. Heftige Regenschauer, die sich zu einem Landregen gestalteten, empfingen uns im Freien und verhinderten jede Fernsicht. Bis auf die Haut durchnässt, schleppten wir uns mühsam auf ungebahnten Wegen durch Haidekraut und grundlos aufgeweichten Boden, dem Oberstleutnant Bödicker folgend, der persönlich die äusserste Spitze der Vorhut führte. Endlich vernahmen wir von dort her die Signalhörner und einzelne Schüsse, und schnell formierten beide Bataillone geschlossene Kolonnen nach der Mitte. Ein Adjutant holte das leichte Bataillon im Trabe nach vorn und brachte uns die Ordre, im gewöhnlichen Marschtempo zu folgen, die Chancen des eben beginnenden Gefechts aufmerksam zu beobachten und jeden Augenblick des Angriffs zahlreicher Kosackenschwärme gewärtig zu sein. Unsere Lage erschien uns nicht besonders vorteilhaft. Das schwache Husarendetachment konnte unmöglich eine zahlreiche, feindliche Kavallerie in Schach halten, und bei dem ununterbrochen strömenden Regen konnten wir höchstens noch auf die Wirksamkeit des wohl verwahrten ersten Schusses rechnen. Beim Wiederladen mussten die Patronen und das Pfannenpulver so nass werden, dass sie sich nicht entzünden konnten. Tatsächlich erwies sich das Rottenfeuer unseres leichten Bataillons als ein schnell ersterbendes. Wir erreichten dasselbe und nahmen rechts daneben Platz. Einige reiterlos umherirrende Pferde und zerstreut umherliegende tote und verwundete Kosacken zeigten uns die nicht sehr befriedigenden Resultate eines zurückgewiesenen Reiterangriffs, von dessen Verfolgung unsere Husaren soeben zurückkehrten. Bödicker, der an der Spitze der Husaren den fliehenden Kosacken gefolgt war, hatte die feindliche Stellung überblickt und sich überzeugt, dass der Feind, uns mindestens doppelt überlegen, in günstiger Position auf einer leicht ansteigenden Bodenerhebung zu entschieden im Vorteile sei, um namhafte Erfolge gegen ihn zu erringen. Dennoch beschloss er die Lehre, die er den Kosacken gegeben, auch auf die, wie er voraussetzte, durch deren regellose Flucht einigermaßen eingeschüchterten Infanteriemassen auszudehnen. An der Spitze unserer beiden in Linie deployierten Bataillone griff er im Sturmschritte die feindliche Linie mit dem Bajonette an. Die ungeschulten Milizen warteten den Anprall nicht ab, sondern warfen sich in eiligem, fluchtähnlichem Rückzuge hinter ihre jetzt einigermaßen wieder rangierte Kavallerielinie, welcher, wie man jetzt sah, eine wohlgeordnete Husarenschwadron als Kern diente. Wir würden ihnen unter günstigeren Umständen durch ein gut angebrachtes Feuer einen emp-

findlichen Verlust beizubringen im Stande gewesen sein; allein wir mussten unsern einzigen wirksamen Schuss aufsparen, und nur unser lautschallendes Hohngelächter begleitete die Fliehenden. Bödicker durfte in der ungünstigen Lage, worin uns das andauernde Regenwetter versetzte, den errungenen Vorteil nicht weiter benutzen. Er fand es geraten, die hinter uns liegende weite Ebene so schnell als möglich zu durchheilen, um ein rückwärtiges Dorf zu erreichen, wo wir allein unsere Schusswaffen wieder einigermaßen in Stand setzen konnten. Wir traten, in Quarree's formiert, den Rückzug an. Kaum hatten wir die Hälfte der Entfernung bis zu dem Dorfe zurückgelegt, als auch schon die zahlreichen Kosackenhaufen uns in nächster Nähe herausfordernd umschwärmten. Augenscheinlich wollten sie unsern Gewehren den Schuss entlocken, um der geregelten Husarenschwadron, die inmitten der Schwärme sich bewegte, Gelegenheit zu schaffen, sicher in uns hereinzubrechen. Unbeirrt von so kindischen Versuchen setzten wir, von Zeit zu Zeit Front machend und damit die Schwärme verscheuchend, unsern Rückzug ruhig fort und erreichten ungefährdet das Dorf. Der Feind entfernte sich sehr bald ganz aus der Umgegend. Wir bekamen ihn wenigstens nicht weiter zu Gesicht.

In der ersten Woche des Oktobers fand eine grössere Fouragierung statt. Es waren dazu beordert 12 Kompagnien des 2. und 7. Regiments, darunter meine Grenadier-Kompagnie und 60 Husaren. Ein Kriegskommissär leitete die aus Kriegs- und Landfuhrwerken zusammengesetzte Kolonne nebst einem Detachement vom Train zur Handarbeit und zum Treiben der Viehherden. Unser Kommandierender war ein Grosmajor. Der Expedition war die Gegend jenseits der Protwa angewiesen. In dem naheliegenden mit einem Bataillon des 6. Infanterie-Regiments besetzten Städtchen Wereia fand sie eine Stütze gegen die aus der Flankenstellung bei Tarutino hervorbrechenden Partigänger- und Milizenhaufen. Um Mitternacht brachen wir auf und überschritten nach zweistündigem Marsche auf der Strasse nach Wereia die Protwa. Unser Chef liess in einer dort belegenen verwüsteten Ortschaft eine Kompagnie zurück und schickte einen Adjutanten nach Wereia, um mit dem dortigen Kommandanten Verabredungen zu treffen und Signale zu verabreden. Dann verliessen wir die Strasse nach rechts, zogen am Flussufer hinauf und machten nach einstündigem Marsche Rast. Die Gegend unserer raubsüchtigen Tätigkeit war natürlich den Truppen wie unserm Chef völlig unbekannt. Mit Sicherheit war anzunehmen, dass Banden von Milizen und Kosacken sich hier umhertrieben. Deshalb wurde das Tagesgrauen abgewartet. Feuer, Licht, lautes Sprechen, ja selbst Tabakrauchen war strenge verboten. Das Gewehr in der Hand harreten wir dem Tageslichte fröstelnd

in unheimlicher Stille entgegen. Unser Chef hatte Schleichpatrouillen ausgesandt, um wenigstens von den zunächst liegenden Terraineigentümlichkeiten einige Kenntnis zu gewinnen und nach etwa vorhandenen Wachtfeuern des Feindes umherzuspähen. Eine dieser Patrouillen war in der Entfernung von etwa einer Viertelstunde auf ein Gehölz gestossen, hatte einen Fussweg wahrgenommen und war, auf demselben vorschreitend, bald wieder ins Freie gelangt, ohne dort irgend verdächtige Zeichen wahrgenommen zu haben. Da erhielt ich den Befehl, mit meiner Kompagnie die Lisière des aufgefundenen Gehölzes am Ausgangspunkte des Weges zu besetzen und das Gehölz nach allen Richtungen abpatrouillieren zu lassen. Der Offizier, welcher das Gehölz aufgefunden hatte, wurde mir als Führer mitgegeben. Der Auftrag war mir erwünscht, er entriss mich der langweiligen Untätigkeit und regte mich erwartungsvoll an.

Auf dem mir bezeichneten Posten fand ich noch dieselbe Ruhe, wie sie der Offizier geschildert hatte. Ich schob auf dem im Freien weiter führenden Wege ein kleines Pikett vor und liess das Gehölz abpatrouillieren. Keine der Patrouillen nahm Verdächtiges wahr. Sie stellten fest, dass das Gehölz nach links nur eine Ausdehnung von 4—500 Schritten hatte. Rechts dagegen bog sich der Gehölzrand erst in weit grösserer Entfernung scharf rückwärts. Ich konnte mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass das Wäldchen von verhältnismässig geringem Umfange isoliert in der Ebene liege. Mit diesen Wahrnehmungen entliess ich meinen bis dahin zurückbehaltenen Führer zur Benachrichtigung unsers Chefs.

Endlich zeigte sich im Osten das erste Tagesgrauen, und ich zog nunmehr das vorgeschobene Pikett ein und alle Mannschaften hinter deckendes Gebüsch zurück. Bald traten auf der vor uns liegenden Ebene zwei grosse, dunklere Stellen hervor, die sich weiterhin als zwei Dörfer erkennbar machten. Auch hiervon liess ich unserm Kommandierenden durch einen Unteroffizier Meldung machen. Der hatte die Truppen schon in voller Bewegung getroffen. Die Husaren und eine Voltigeur-Kompagnie waren im Anzuge, das Gehölz rechts zu umgehen. Die Fahrzeuge mit einer Kompagnie zur Bedeckung blieben vor dem Eingange des Gehölzes einstweilen halten. Die übrigen sieben Kompagnien umgingen das Gehölz auf der linken Seite. Ich erhielt den Befehl, auf meinem Posten fest zu verharren.

Das hereinbrechende Tageslicht gewährte mir einen umfassenden Überblick über die vor mir liegende Ebene und die sich darauf nun abspielende lebensvolle Scene. Etwa fünfzehnhundert Schritt vor uns lagen in nahezu halbstündigem Abstände von einander zwei anscheinend ziemlich grosse Dörfer inmitten von Äckern und Wiesen. In etwa gleicher Entfernung hinter



dem Dorfe rechts zeigte sich ein grösseres Dorf unweit eines dahinter liegenden Waldes, der teilweise durch einen Höhenrücken verdeckt wurde.

Nicht sobald hatte das Sichtbarwerden unserer Truppenteile rechts und links des Gehölzes den Dorfbewohnern die nahende Gefahr bemerkbar gemacht, als es plötzlich auf der bis dahin lautlosen Ebene lebendig wurde. Flüchtlinge in Menge, anfangs zumeist Weiber und Kinder, mit Habseligkeiten bepackt, verliessen die Dörfer und eilten dem grösseren Dorfe, auch wohl dem schützenden Walde entgegen. Nach wenigen Minuten folgte der männliche Teil der Bevölkerung, Hornvieh, Schafe, Schweine vor sich her treibend. Unsere Husaren und Voltigeurs sassen ihnen auf den Fersen und schnitten ihnen die Rückzugslinie ab. Ohne sich um die Flüchtlinge im mindesten zu bekümmern, strebten sie allein danach, das Schlachtvieh einzufangen oder den Dörfern wieder zuzutreiben. Diese beiden Truppenteile konnten dann sehr bald den übrigen das weitere überlassen. Schnell sammelten sie sich und eilten dem dritten Dorfe zu, aus welchem sich die Bewohner gleichfalls mit Habseligkeiten und Viehherden über die Höhe nach dem Walde hinwegzogen. Die Husaren sprengten gegen den Höhenzug hinan. Die Voltigeurs folgten ihnen so schnell als tunlich. Dorthin wandte sich auch das Gros und nahm Position zum Schutze der vollständigen Ausfouragierung der Gegend, Verladung der Früchte und Lebensmittel und Hinwegtreiben der Herden, nachdem die nötigen Massregeln zur Sicherung der bereits gewonnenen Beute getroffen waren, und die herangezogene Kommissariatskolonne begonnen hatte, sich mit der Übernahme derselben zu beschäftigen.

Dann aber gewannen die Vorgänge ein ernsteres Ansehen. In dem letzten Dorfe hatte ein starkes Pikett von Kosacken gestanden, welches sich bei der Annäherung unserer Husaren nach dem Walde zurückzog. Vor dem Walde entwickelte sich erst nach Besetzung des vorliegenden Höhenzuges eine uns um mehr als das Doppelte überlegene Linie von Milizen und Kosacken. Sie machten Miene, den Kampf aufzunehmen, ja selbst durch wildes Heranstürmen der Kosackenschwärme bis an unsere Linie uns zum Verlassen der festen Position auf der Höhe und zum Angriffe zu reizen. Unserm Kommandierenden konnte durchaus nichts daran liegen, dem kecken Feinde ein Gefecht zu liefern. Er erwartete ruhig Gewehr beim Fuss dessen weitere Entschliessungen.

War es diese ruhig sichere Haltung unserer Linie, welche dem Feinde imponierte, oder vermochten ihn anderweitige Gründe von ferneren, ähnlichen Versuchen abzulassen: kurz, wir wurden nicht weiter belästigt. Flüchtlinge und Tiere gerieten jedoch durch das Herannahen der Kosacken mit wahnsinnigem Hurrahgeschrei dergestalt in Verwirrung, dass ein bedeuten-

der Teil der Tiere der verlassenen Heimat wieder zulief und uns in die Hände fiel.

Nachdem unsere Beute jenseits der Protwa in völlige Sicherheit gebracht war, zogen wir uns unbelästigt ebendahin zurück. An die ruhenden Truppen wurden reichliche Austeilungen gemacht. Es wurde geschlachtet, gebraten, gekocht und erzählt. Spät Abends rückten wir in unsere Quartiere wieder ein.

In den Offizierkreisen äusserten sich schon damals bedenkliche Mutmassungen über das auffallende, plötzliche Hervortreten einer unsern Streitkräften numerisch so sehr überlegenen Ansammlung von Milizen und Kosacken. Ich bringe hiermit den wenige Tage nachher erfolgenden Überfall von Wereia in Verbindung. Junót hatte die immer bedrohlicher gewordene Lage der Dinge ganz ausser Beachtung gelassen, indem er diesen wichtigen Posten nach wie vor mit einem schwachen Bataillon des 6. Regiments besetzt hielt. Mehrfach hatte dessen Chef um hinreichende Verstärkung, namentlich mittels der Regiments-Artillerie gebeten, und der Divisions-General v. Ochs hatte dessen Vorstellungen dringend unterstützt. Vergebens; an der starren Indolenz des Herzogs von Abrantes scheiterte jede vernünftige Vorstellung. Die schwache Besatzung von Wereia wurde am 10. Oktober durch ein weit überlegenes, aus regulären Truppen, Kosacken und Milizen gemischtes Korps zur Nachtzeit angegriffen und mit Ausnahme weniger Flüchtlinge teils niedergemacht, teils gefangen genommen.

Meine Bequemlichkeit bei den geschilderten und anderen Expeditionen wurde durch einen glücklichen Zufall sehr erhöht. Bei einer aus den Kompagnien unsers Regiments zusammengesetzten kleineren Fouragierung, woran ich persönlich nicht beteiligt war, hatte ein Unteroffizier meiner eigenen, der dritten, Kompagnie ein tüchtiges Reitpferd mittlerer Grösse von dortiger Landrasse mit langen Mähnen und Schweif, gesattelt und gezäumt, aufgefangen und mir zugeführt. Viel später gewährte dasselbe Pferd den schwachen Resten meiner Kompagnie eine sehr wesentliche Aushilfe. Ich werde darauf zurückkommen.

---

Es mag etwa kurz nach dem Überfalle von Wereia gewesen sein, dass unser achtcs Armeekorps nur noch eine Division bildete, weil die Gesamtstärke auf etwa 7000 Kombattanten zusammengeschmolzen war. Der Divisionsgeneral v. Ochs stand aber immer noch unter dem Oberbefehle Junóts. Die Division v. Ochs hatte noch eine Verstärkung durch das 8. Linien-Infanterie-Regiment der 2. Brigade der 2. westfälischen Division zu erwarten. Es war noch sehr entfernt im Anmarsche. Der Brigadegeneral

Danloupverdun war ihm von Smolensk ab vorausgeeilt. Von den anderen Regimentern seiner Brigade war das i. der Armee Macdonalds, das 4. der Division Wrede überwiesen.

Unter den gegenwärtigen abnormen Verhältnissen zog ich es vor, das Kommando meiner eigenen, der dritten, Kompagnie wieder zu übernehmen, um so mehr, da mein Premierleutnant v. Amelunxen konstant zum Garnisonstabe kommandiert blieb, und der zweite Offizier v. Brunn bei aller persönlicher Herzhaftigkeit zu wenig Soldat war, um auf das geistige und materielle Wohl der Soldaten Einfluss zu gewinnen.

Es war um diese Zeit, dass der politische Horizont sich zu verdüstern begann. Die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich. Von neuem stand erbitterter Kampf in Aussicht. Aber wie sehr zeigte sich selbst dem Kurzsichtigsten die Lage der Dinge verändert. Durch Friedensschluss mit der Türkei hatte Russland die Armee Tschitschagofs disponibel gemacht. Diese bedrohte bereits die Operationslinie unserer tief im Innersten des riesigen Reiches eingekleiteten Armee. Rings um uns organisierte sich der Massenaufstand des zum heiligen Kriege fanatisch aufgestachelten Volkes, der an Kutusofs reorganisierter Armee einen festen Kern fand. Die Unfälle der französischen Heere in Spanien erschollen bis zu uns. Der Revolutionsversuch Mallet's in Paris, dessen Kunde man sich heimlich ins Ohr flüsterte, machte einen unheimlichen Eindruck. Dann auch waren unsere Truppen, wenngleich in der letzten Zeit durch Ruhe und moralische Einflüsse gehoben, dennoch bereits mancherlei Entbehrungen unterworfen, und der nordische Winter nahete sich mit Riesenschritten! Auch dem Unbefangenen musste sich die nahe liegende Bemerkung aufdrängen, dass, wenn unser siegreicher Vormarsch uns so unermessliche Opfer an Menschen und Material gekostet, die Fortsetzung von Märschen und Kämpfen in strenger Herbstzeit, ja vielleicht bis in den vollen russischen Winter hinein bei mangelnder Nahrung und Bekleidung geradezu aufreibend wirken müsse. Dennoch klammerte man sich fest an den Genius unsers grossen Feldherrn. Der gläubige Leichtsinn eines durch Kriege und fabelhafte Erfolge aufgestachelten Übermuts bewahrte uns noch zur Zeit gegen schwarzblütige Vorahnungen. Wir getrösteten uns, dass es nur noch eines, hoffentlich recht baldigen Zusammenstosses mit dem russischen Hauptheere bedürfen werde, um dasselbe ganz niederzuwerfen. Aber es kam anders.

Napoleon verliess mit dem Gros seines Heeres Moskau am 18. Oktober, nur Marschall Mortier hielt einstweilen noch den stark befestigten Kreml besetzt. Es scheint, dass der Kaiser ursprünglich die Absicht gehabt, auf Kaluga zu marschieren, um von dort in der Richtung über Jelnia bis Smolensk

zurück zu gehen, und daselbst hinter dem Dniepr in der Nähe seiner Magazine Winterquartiere zu beziehen. Kutusoff hatte jedoch noch vor dem Eintreffen des Kaisers das vorgeschobene Korps des Vizekönigs Eugène am 24. Oktober bei Malo-Jaroslavetz<sup>1)</sup> mit seiner ganzen Macht angegriffen. Freilich hatte er diesen nicht vertreiben können; aber dennoch war er dem Kaiser um einen Tag zuvorgekommen und hatte alle seine Streitkräfte auf der Strasse nach Kaluga in einer sehr festen Stellung konzentriert.

In dieser Lage der Dinge änderte Napoleon seinen Entschluss und dirigierte die «rückgängige Bewegung» — so bezeichnete das Bulletin den beginnenden Rückzug — nach der grossen Strasse über Moshaisk und Wiäsmä.

Rasch auf einander folgten sich in unserm Standquartiere zu Moshaisk die Nachrichten von einem nachteiligen Avantgardengefechte Murats bei Winkowo am 17., vom Abmarsche des Kaisers aus Moskau am 18., von der Ordre vom 23. für unser Armeekorps, uns zum Abmarsche bereit zu halten, von der Sprengung des Kremls und dem Abmarsche Mortiers aus Moskau, endlich von der glänzenden Waffentat Eugènes am 24. bei Malo-Jaroslavetz. Am 28. Oktober trat auch unsere Division auf der grossen Strasse über Wiäsmä und Dorogobusch den verhängnisvollen Rückzug an.

### 5. Der Rückzug bis Krasnoie.

Der Armeebefehl vom 23. brachte in der Stimmung unserer Truppen keine beunruhigende Veränderung hervor. Es war uns Gelegenheit geworden, uns materiell nach Möglichkeit auf erneute Kämpfe und Märsche in rauher, vielleicht sehr bald winterlicher Jahreszeit vorzubereiten. Auch ohne die Befehle unserer höheren Vorgesetzten beschäftigte sich ein jeder in seinem Wirkungskreise unablässig mit der höchstnötigen Sorge für wärmende Bekleidung, Ausbesserung des Schuhwerks, vollkommene Instandsetzung und Ergänzung der Bewaffnung und Taschenmunition; hauptsächlich auch mit der möglichsten Ansammlung von Subsistenzmitteln, soweit wir deren habhaft werden konnten. Der drohend sich nahende Winter vermochte selbst unsern streng pedantisch auf reglementarische Vorschriften haltenden Obersten, auch in seinem Regimente die Verwendung von Tuch- und Leinwandstoffen der verschiedensten Farben zu Beinkleidern, Westen, Wäsche usw. zuzulassen, wie eben der Moskauer Markt, die Ausbeute unserer Razzias, Kommissariats-

<sup>1)</sup> Die Schlacht von Malo-Jaroslavetz ist eine der hervorragendsten Waffentaten dieses Feldzuges. Franzosen und Italiener — letztere von der fast nur aus ganz jungen Soldaten bestehenden Division Pino — schlugen sich hier mit so heldenmütiger Todesverachtung, dass es dem talentvollen Eugène gelang, die ganze russische Armee in Schach zu halten, ohne aus seiner Stellung zu weichen. Es lohnt sich der Mühe, die Details dieser Schlacht zu studieren.

lieferungen und gelegentliche Zufälligkeiten sie uns zuführten. Ein jeder haschte nach Pelzwerk. Sogar in den Reihen der gemeinen Soldaten war dies nicht ungewöhnlich. Ich selbst hatte mich mit einem ziemlich ordinären, aber sehr behaglichen Pelze zum Überziehen und mit einem braunem Tuchbeinkleide von festem Stoffe versehen. Beides durch die Fürsorge meines als Platzadjutant fungierenden Premierleutnants v. Amelunxen, der jenen von einem Marketender billig erhandelt, dieses aus einem Billardüberzuge für mich hatte anfertigen lassen. Auf unsere Soldaten hatte die Kunde von der befohlenen rückgängigen Bewegung im allgemeinen eher einen willkommenen als unangenehmen Eindruck gemacht. Die Massregel wurde freilich der Masse in einem möglichst günstigen Lichte zugänglich gemacht. Daneben musste die Unhaltbarkeit unserer Stellungen in den völlig ausgesogenen Landesteilen auch dem Kurzsichtigsten klar sein. Von dem Überflusse in den rückwärts gelegenen Magazinen und in der Provinz von Smolensk wurde dagegen mit so grosser Zuversicht geredet, dass selbst wir Offiziere uns gern solchen Hoffnungen hingaben. Endlich hatten die lange Ruhe und die leichten Erfolge bei den Rencontres mit Milizen und Kosacken, die man auf allgemeine Entmutigung der Russen deutete, eine Sorglosigkeit erzeugt, welche durch die geflissentlich im Armeebefehle und in mündlichen Ansprachen hervorgehobene glänzende Waffentat bei Malo-Jaroslavetz neuerdings noch erhöht wurde.

Die westfälische Division mag bei Beginn des Rückzuges einschliesslich der in Wiäsmä, Dorogobusch und Gschatsk zurückgelassenen Abteilungen und des 8. Regiments, welches in Griednewo, auch schon sehr geschwächt, zu uns stiess, etwa 6—7000 Mann gezählt haben. Die leichte Reiterei in Stärke von etwa noch 350 Pferden war noch leidlich kampffähig. Die Kürassiere hatten auf forcierten Märschen, hauptsächlich aber bei Borodino so gelitten, dass sie nur noch schwache Trupps bildeten. Die Artillerie besass noch ihre gesamten, notdürftig bespannten und bemannten Geschütze. Die Division bildete den Vortrupp der rückwärtigen Bewegung des Heeres.

Das Schlachtfeld von Borodino, welches wir ohne Aufenthalt teilweise berührten, zeigte noch immer ein grausiges Gefilde von Zerstörung und Trümmerhaufen, ein Anblick, der geeignet war, gar seltsame Gefühle rege zu machen. Der Rest von Siegesfreude, den die Erinnerung an den grossen Schlachttag wachrief, wurde gestört durch den grellen Gegensatz von damals und jetzt.

Wir bivouakierten in der Nähe des Klosters Kolotzkoi. Ohnerachtet die Räumung des dortigen grossen Hospitals schon frühzeitig angeordnet war, hatte man dennoch bei dem grossen Mangel an Transportmitteln bis jetzt

noch nicht vollständig damit zu Stande kommen können. Wir sahen den Jammer derer, die mit unsäglichlicher Angst das rettende Fuhrwerk ersehnten, um nicht hilflos dem erbitterten Feinde in die Hände zu fallen. Wir fühlten tief den verbissenen Ingrimme solcher, welche, den nahen Tod im verzerrten Antlitze, bewegungslos an ihr Schmerzenslager gefesselt, es längst aufgegeben hatten, von der Flucht aus diesen verpesteten Räumen noch Rettung zu hoffen. Die Möglichkeit, dass mein armer Meibom noch am Leben sein könne, trieb mich in die Säle einzudringen. Chaotische Verwirrung empfing mich. Niemand stand mir Rede. Vergebens hatte ich mich dem Anblicke dieser Gräueltaten ausgesetzt.

Ein Befehl des Kaisers verordnete, dass jedes der in unabsehbarem Trosse den Marschkolonnen folgenden Fahrzeuge nach Massgabe des Raumes Verwundete und Kranke aufnehmen musste. Es bezog sich dies auf Marketender- und Privatfuhrwerk, auf denen Beutesucht und Sorge für die eigene Existenz den Moskauer Raub, Lebensmittel, wärmende Kleider und Gerätschaften hinwegführten, ja selbst auf die Kaleschen der Generale und Würdenträger. Kontravenienten sollten dem Prevotalgerichte überwiesen, das betreffende Fuhrwerk konfisziert werden. Trotzdem hatte der Befehl nur sehr unvollständigen Erfolg. Die unwillkommene Last wurde verladen, aber schon nach wenigen Tagen waren viele solcher Fuhrwerke aus den Kolonnen verschwunden. Auf die Gefahr hin, den Landstürmern und Kosacken in die Hände zu fallen, hatte man sich auf Nebenwegen der Kontrolle entzogen und sich der hilfsbedürftigen Kranken auf mehr oder minder unbarmherzige Weise entledigt.

Schon frühzeitig lockerten sich die Bande der Disziplin. Unheilschwangere Zeichen einer verderblichen Demoralisation mehrten sich von Tage zu Tage. Wir marschirten nach Gschatsk, wo wir unser 3. Bataillon wieder aufnahmen. In Griednewo hatte sich das 8. Regiment der Division angeschlossen. Am 31. Oktober passierten wir Wiäsmä und trafen am 3. November in Dorogobusch ein. Dort wurde uns in einem Bivouak ausserhalb der Stadt ein Ruhetag gewährt.

Die zunehmende Kälte und spärliche Lebensmittel dezimierten uns schon jetzt in einem Masse, dass meine Kompagnie nicht mehr viel über 30 Mann zählte. Unsere von Moshaisk mitgenommenen Vorräte waren längst aufgezehrt. Ausser einer geringen Quantität Mehl, welche wir in Wiäsmä empfangen hatten, fanden Lieferungen nicht statt. Wir waren daher genötigt, aus der Marschkolonnen Fouragierkommandos zu entsenden. Diese erreichten das Regiment nicht immer rechtzeitig. In dem ausgesogenen Lande fanden sie glücklichsten Falls nur in meilenweiter Entfernung spärliche Reste. Fast

nie kehrten sie ohne Verluste an Mannschaften zurück. Entweder hatten sie sich solche in Rencontres zugezogen, oder sie waren dadurch geschwächt, dass einige sich marodierend entfernt hatten.

Im Bivouak bei Dorogobusch waren die Feuerstellen meiner Kompanie fast aller Lebensmittel bar, und die sehnstüchtig nach Nahrung umherspähenden, hungernden Soldaten erregten so sehr mein Mitgefühl, dass ich einer bescheidenen Andeutung meines braven Feldwebels — leider darf ich selbst mich der ursprünglichen Idee nicht rühmen — gern und willig Gehör gab und mein kräftiges, junges Reitpferd opferte. Grenzenlos war der Jubel, als ich diesen Entschluss kundgab. Man erbot sich, meine Decken und geringe Habe, die ich bisher auf dem Pferde fortgeschafft hatte, abwechselnd zu tragen. Allgemeines Dankgefühl zeigte sich in den rührendsten Ausdrücken. Völlig kunstgerecht wurde das Pferd von einem meiner Unteroffiziere — vormaligem Schlachtergesellen — geschlachtet und in Rationen für mehrere Tage eingeteilt. Dann wurde gekocht und gebraten. Mir persönlich präsentierte man als besten Leckerbissen die Zunge.... Es war der letzte momentane Sonnenblick vor dem nahenden Verderben!

Die immer empfindlicher werdende Kälte und das erste uns im Bivouak von Dorogobusch überraschende Schneegestöber deuteten auf den frühzeitig hereinbrechenden Winter. Das Gros der Armee war uns dicht auf den Fersen, und öfters vernahmen wir in weiter Entfernung dumpfen Geschützdonner. Man sagte uns, dass die Arrièregarde und die in unsere linke Flanke detachierten Korps täglich zu kämpfen hätten.

Am 5. November brachen wir von Dorogobusch wieder auf. Schon an demselben Abend wurden wir im Bivouak durch stärkeren Schneefall belästigt. In der Nacht und am folgenden Morgen hatten wir ein selbst in diesen nordischen Breiten aussergewöhnliches Unwetter. Der Schnee fiel in so dichten Flocken, dass selbst die nächsten Gegenstände kaum noch erkennbar blieben.

Wirbelnde, mit reissender Heftigkeit tobende Stürme wühlten den bereits gefallenem Schnee wieder empor und mischten sich mit den wolkenbruchähnlich vom Himmel herniederstürzenden Massen. An jeder Bodenerhöhung, an Zäunen und Büschen bildeten sich hohe, die Passage hemmende Schneeberge. Gräben und Vertiefungen füllte und überdeckte der lockere Schnee, in welchem der bepakte und erschöpfte Soldat versank. Er konnte sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelang, mit grösster Anstrengung wieder emporzukommen. Eisige, schneidend scharfe Windstösse peitschten, Atemraubend, Gesicht und Blick. Vergebens mochte man sich drehen und wenden, der wirbelnde Luftstrom fand immer sein Ziel. Der Schnee ballte sich unter

den Füßen. In alle Fugen und Falten eindringend erstarrte der Schneeüberzug der Bekleidung nach aussen, durchfeuchtete aber nach innen alles eisig bis auf die Haut. Die Leute strauchelten und fielen. Das lastende Gewehr entsank der starren, machtlosen Hand, im Schnee versinkend. Nicht in feiger Flucht — wie nicht selten behauptet ist — hatten unsere Braven sich der Waffe entledigt, nicht im Kampfe mit dem siegreichen Feinde war sie ihm entwunden: die überwältigenden Schrecknisse der Natur entrissen sie ihren vor Hunger und Elend kraftlos gewordenen Händen. In diesem frühzeitiger als gewöhnlich eingetretenen, schon im Beginne sich mit riesiger Schärfe verkündenden nordischen Winter beruheten die verderblichen Keime einer Auflösung aller Bande der Disziplin, einer Demoralisation dieser grossen, siegreichen Armee, wie solche, ohne all' und jede unmittelbare Einwirkung des Gegners, die Kriegsgeschichte aller Völker nicht aufzuweisen hat. — Afflavit Deus!! Sicher würde ein um nur wenige Tage verlängertes ruhiges Wetter das Heer in noch hinreichend wehrhaftem Zustande in und um Smolensk versammelt haben. Die Austeilung von Munition, Verpflegung und Bekleidung aus den dortigen Magazinen würde ausgereicht haben, die Truppen zu kräftigen und die Russen in Respekt zu halten. Der 6. November und der unmittelbar nachfolgende starke Frost zerstörten mit einem vernichtenden Schlage alle Entwürfe Napoleons. Sein Stern erbleichte. Zermalmend brach die Wucht unerhörter Unglücksfälle über uns herein. Schon hörte man von überhandnehmender Isolierung der hungernden Soldaten, die einzeln oder in Trupps, dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, sich auf Nebenwegen in Feld und Wald zerstreuten, um Schutz gegen das Unwetter und Nahrung zu suchen. Die Unglücklichen! ... sie bedachten nicht, dass schon auf dem Hermarsche die Umgegend meilenweit in eine Wüste verwandelt war, dass Massen von Milizen und Kosacken ihrer harreten, um sie misshandelt, verwundet, ihrer letzten Kleidung beraubt, auf dem Schneefelde das Leben aushauchen zu lassen. In unserm zusammengeschmolzenen Heerteile war es bis dahin den Führern noch gelungen, die schwachen Reste der noch einigermaßen Kampffähigen bei den Fahnen zusammenzuhalten. Mit unsäglicher Mühe wurden notdürftige Bivouaks hergestellt, die erst dem tiefen Schnee abgewonnen werden mussten. Der Boden wurde mit Tannenzweigen bedeckt, auf denen die erschöpften, hungernden Soldaten einer langen, finsternen Nacht entgegensahen und sich allein noch des Rettungshafens in Smolensk getrösteten.

Die Pferdefleischrationen und einige geringe Vorräte von Mehl hatten meiner Kompanie noch einige Tage länger spärliche Nahrung gewährt; dann aber teilten auch wir das allgemeine Los. Während der letzten Tage



hatte der Schneefall aufgehört, dahingegen war die Kälte der schneidenden Winde zu unerträglicher Höhe gestiegen. Ein grosser Teil unserer Artillerie musste wegen Mangels an Pferden, die täglich zu Hunderten fielen, zurückgelassen werden, nachdem die Geschütze vernagelt, die Laffetten am Wachtfeuer verbrannt und die Munitionswagen in die Luft gesprengt waren.

Beim Eintreffen vor Smolensk wurden uns Lebensmittel für zwei Tage verabreicht. Gleichzeitig aber erhielten wir Befehl, mehrere Stunden seitwärts eine Flankenstellung einzunehmen, um einem behufs Deckung der Rückzugslinie operierenden Korps als Rückhalt zu dienen.

Meine Kompanie, beim Ausmarsch von Mozhaisk eine der schwächeren im Regimente, war beim Eintreffen vor Smolensk mit zwanzig und einigen Kombattanten die stärkste. Der Grund dieser Erscheinung war augenscheinlich die bessere Verpflegung, die ich meinen Soldaten durch das Preisgeben meines Pferdes hatte verschaffen können. So lange meine Leute die Aussicht hatten, am eigenen Kochfeuer Sättigung zu finden, zogen sie das Gewisse dem unsichern und gefährlichen Umherschauen und Isolieren vor. Solange diese Grundbedingung vorhält, findet der Soldat im gewohnten Kreise der Menage- und Kampfgenossen den festen Anhalt. Die Fürsorge für sein Wohl hält ihn fest an dem fast patriarchalischen Verhältnisse zu seinem Hauptmanne. Fehlt aber Nahrung und Kleidung, dann tritt der Naturtrieb in seine Rechte und sprengt alle Bande.

Wir verweilten zwei Tage in der uns angewiesenen Stellung, dann umgingen wir Smolensk in der Richtung gegen die Strasse nach Orsza zu und bezogen ein Bivouak unweit Smolensk am Rande eines schützenden Waldes. Unser 2. Bataillon hatte in der letzten Nacht ein hartes Missgeschick erlebt. Es war uns zu unserer Nachtruhe eine Scheune angewiesen, die wir mit einem daselbst schon vor uns eingelegten Pikett polnischer Infanterie teilten. Inmitten der Tenne brannte bereits bei unserer Ankunft ein Feuer zum Kochen und zur Erwärmung. Niemand befürchtete davon eine Gefahr, da das Feuer von sich Erwärmenden nicht leer wurde. Wir überliessen uns auf dem lang entbehrten, weichen und trockenen Lager unter geschlossenem Obdache behaglicher Schlafruhe, zu welcher jeder Soldat den freilich längst schlaffen Tornister als Kopfkissen benutzte. Plötzlich entstand ein wilder Tumult, Angstgeschrei und brüllender Feuerruf. Als nun auch ich aus tiefem Schlafe emportaumelte, sah ich, wie hoch über mir ein Flammenstrom mit Blitzesschnelle nach allen Seiten über den lückenhaften Bodenraum sich verbreitete. Alles stürzt nach dem einzigen, zum Glücke zweiflügeligen Tore. In Eile und Schreck liess ein grosser Teil der Mannschaft ihre Gewehre in dem brennendem Gebäude. Diese, successive vom Feuer

ergriffen, entluden sich nun, auch explodierten Patronen in liegengebliebenen Tornistern und Patronaschen. Es klang wie Tirailleurfeuer. Den Rest der Nacht verbrachten wir in der Nähe des noch glimmenden und uns einigermassen erwärmenden Brandschuttes. Gegen Morgen wurde Appell gehalten. Es fehlte kein Mann, wohl aber viele Gewehre und Tornister, mit denen die letzten Habseligkeiten mancher Soldaten verbrannt waren. Der Verlust an Gewehren liess sich von Gestorbenen, krank Zurückgebliebenen und Vermissten anderer Kompagnieen nur zu leicht ersetzen.

In Smolensk herrschte wilde Zügellosigkeit. Man hatte anfangs versucht, bei den Austeilungen in den Magazinen strenge Ordnung zu erhalten. Uns hätte es vielleicht gelingen können, uns ordnungsmässig zu versehen, wenn uns nicht das Unglück betroffen hätte, seitwärts detachiert zu werden. Jetzt nach zwei verlorenen Tagen war es zu spät. Jetzt hatte sich das auf die höchste Spitze getriebene Bedürfnis des nach uns eingetroffenen Heeres schon zu sehr geltend gemacht. Wir fanden alle Ordnung gelöst, und es kam nur noch darauf an, uns selbst zu helfen. Mit meinem Feldwebel, einem Unteroffizier und zwei Mann versuchte ich es, in das zunächst belegene Tor einzudringen. Wohl hatten wir bereits Kunde von der unheilvollen Unordnung, Willkür und Zügellosigkeit, welche in Smolensk herrschten; die tatsächliche Erfahrung aber, die ich selbst machte, überbot alle umlaufenden Gerüchte. Wir fünf noch leidlich kräftige Männer hielten uns in dem furchtbaren Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen fest umklammert und liessen uns über zertrümmerte Wagenreste, Geschirr, Pferdekadaver, auch wohl hin und wieder menschliche Leichen bis zu dem engen Torgewölbe vorwärts schieben. Dort aber fanden wir unübersteigliche Hindernisse. Bewaffnete, geschlossene Trupps, die sich nicht selten mit Bajonett und Kolben Bahn brachen, Hunderte von Isolierten, Fuhrwerke und Reiter, die mit Peitsche und Sporen rücksichtslos ihre Tiere in die dichten Menschenhaufen hineintrieben, drängten von innen und aussen gegen den Eingang. Mit Anstrengung all unserer Kräfte gelang es eben noch, dem gefährlichen Gewühl seitwärts zu entkommen. Mit Beulen, Quetschungen und Kleiderrissen erreichten wir das Freie. Mit bitter getäuschten Hoffnungen spähetten wir lange an der Mauer umher, die uns von den, wie man gesagt hatte, reichlichen Vorräten trennte. Da zeigte sich uns eine Stelle, wo die Mauer stark beschädigt war. Mit unsäglich Mühe einer dem andern helfend, und mit Stricken, die wir zum Einschnüren etwa eroberten Lebensmittel bei uns hatten, einander hinaufziehend, erklimmten wir die Mauer und befanden uns bald im Innern des Platzes. In einem der Magazine, wo der Tumult nicht so undurchdringlich war, gelang es uns, einem der dort beschäftigten Kommissäre halb mit

Gewalt, einen mässig gefüllten Sack mit Mehl, einen Beutel mit dem lange entbehrten Salze und einige grössere Stücke Salzfleisch zu entwenden. In einem anderen Magazine, welches, wie es schien, geplündert wurde, eroberten wir mit der Gefahr, fast erdrückt zu werden, einige Paar Schuhe. Über die Mauer, wie wir gekommen waren, kehrten wir ins Lager zurück. Dann loderte lustig das Feuer im Bivouak meiner Kompagnie, wo von den mit Lebensgefahr eroberten Vorräten eine mässige Portion gekocht, gebacken und verspeiset wurde.

Am folgenden Tage eröffneten die schwachen Überreste unserer Division wiederum den Rückmarsch des Heeres, den der tapfere Ney<sup>1)</sup> mit seiner Heldenschar deckte. Der unvermeidliche Aufenthalt bei Smolensk hatte zur Folge, dass die Russen auf ihrem kürzeren Marsche über Jelnia uns immer näher kamen. Selbst wir wurden schon von leichten Vortruppen der Russen bedrohlich umschwärmt. In so misslicher Lage beschlossen unsere Chefs, die ganze noch kampffähige Mannschaft der Division in drei Bataillone<sup>2)</sup> zu formieren, um dieselben den feindlichen Vortruppen im Fall eines Angriffs schlagfertig entgegenstellen zu können. Es war in der Nähe des Städtchens Korytnia, wo während der Ruhe zur Mittagszeit diese Formation vorgenommen wurde. Regimentskommandeure fungierten als Bataillonschefs, Stabsoffiziere als Kompagniekommandeure, Kapitäne übernahmen Leutnantsstellen, Leutnants wurden als Unteroffiziere verteilt, Unteroffiziere traten in Reih und Glied. Der Divisionsgeneral v. Ochs kommandierte das Ganze. Junót wurde ausserhalb seines Wagens längst nicht mehr sichtbar.

Unser Abrücken von dem Ruhehalte bei Korytnia in geordneter Marschkolonne hatte etwas Zuversicht Erweckendes. Die selbst dem gewöhnlichen Soldaten einleuchtende Überzeugung, dass einzig im festen Zusammenhalten Rettung und Heil zu hoffen sei, durchdrang alle mit erneuerter Spannkraft. Noch einmal knüpften sich die gelockerten Bande der Disziplin und Kameradschaft fester. Noch einmal flackerte die kriegerische Tatkraft hoch empor! Unsere Nachtstellung in der Nähe eines zerstörten Dorfes, welches uns wenigstens Brennmaterial zu Bivouaksfeuern lieferte, wurde mit einer Postenkette umgeben. So erwarteten wir mit einigermaßen gehobener Zuversicht das Schicksal des morgenden Tages.

<sup>1)</sup> Ein zu rechter Zeit bei seinen Truppen eintreffender bedeutender Transport von Lebensmitteln, den wir neiderfüllt durch Dorogobusch passieren sahen, hatte diesen Mut und Ausdauer gestählt, so dass sie unter Führung freilich des Bravsten der Braven ihrer Aufgabe glänzend genügen konnten.

<sup>2)</sup> Nebst einem schwachen, kaum 40 Pferde zählenden Haufen von Kavallerie, dem sich die überzähligen berittenen Offiziere aller Grade anschlossen.

## 6. Das Treffen von Krasnoie am 15. November.

Bei unserm Aufbruche am frühen Morgen umgaben uns dichte Massen von Isolierten, die sich in unsern Schutz stellten. Düsteres Schweigen herrschte in der Marschkolonne. Ein jeder war es sich bewusst, dass uns ein ernster Kampf gegen wahrscheinlich sehr überlegene Streitkräfte bevorstehe. Einige Beruhigung gewährte es uns, dass Rekognoszierungen und Nachrichten von den uns folgenden Heerteilen darin übereinstimmten, dass nur ein mit etwas Artillerie versehenes, starkes Kavalleriekorps sich in unserer linken Flanke gezeigt habe. Endlich erblickten wir in ziemlicher Entfernung dunkle Kavalleriemassen, aus denen uns der Morgengruss mit einigen Granatwürfen entgegenzischte. General v. Ochs liess sofort von den drei Bataillonen ein nach der Seite der Heerstrasse in unserer rechten Flanke offenes Quarree bilden, so dass die Tête, Queue und linke Flanke von je einem Bataillon eingenommen wurden. Tausende von Isolierten drängten sich gleichzeitig auf der Strasse zusammen und bildeten dort eine Art von Deckung. Jetzt erschien Junôt zu Pferde, und es machte auf alle einen sehr übeln Eindruck, dass dieser allgemein gehasste und verachtete Franzose gerade in einem Augenblicke, wo es sich um kräftige, energische Benutzung der Umstände handelte, das Kommando an sich reissen zu wollen schien und dabei von vornherein seine Unentschlossenheit durch ein langes Pourparler mit dem braven Ochs kundgab. Der Gegenstand der Erörterung zwischen Beiden war folgender: einige tausend Schritte vor uns erhob sich eine ziemlich bedeutende, nach uns schroff hinabfallende Höhe, zu der die Heerstrasse in einem tiefen Einschnitte hinaufführte. Es galt nun offenbar alles daranzusetzen, diese Höhe zu gewinnen, bevor es dem Feinde gelang, dort mit seinen Geschützen festen Fuss zu fassen. Junôt aber war geneigt, sich auf die Hauptarmee zu replieren. Während Beide noch diskutierten, wurden wir in Flanke und Queue von Kavallerie chargiert. Der ungestüme Angriff scheiterte vollständig an der festen Haltung unserer braven Soldaten, die ihr Feuer in wirksamer Nähe mit so grosser Ruhe und Sicherheit abgaben, dass der Angreifer namhafte Verluste erlitt. Gleichzeitig sahen wir den General Excelmans an Junôt heransprengen und heftig auf ihn einreden. Junôt verloren wir dann sehr bald aus den Augen und sahen ihn niemals wieder. Nun führte uns Ochs rasch vorwärts, und Excelmans sprengte an der Spitze unseres kleinen Reiterhaufens gegen die vorliegende Höhe hinan.

Im Vormarsche wurden wir von den russischen Geschützen mit einigem Erfolge beschossen. Namentlich litten darunter die dicht gedrängten Haufen der Isolierten, die denn auch bald in der Ebene und in den Gebüsch rechts der Strasse zerstoben. Die feindliche Kavallerie cotoyierte uns ausser Schuss-

weite, den Moment erspähend, wo sich ihr irgend eine günstige Chance böte, uns wirksamer als bisher zu chargieren. Die Gefahr für uns wuchs in Folge der Notwendigkeit, das enge Defilée zu passieren. Es ist kaum abzusehen, welchen Ausgang die Sache genommen haben würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall uns zustatten gekommen wäre. Am Fusse des Defilées hatte sich nämlich ein verlassenes Geschütz vorgefunden, dessen Protze noch mit reichlicher Munition versehen war. Excelmans und Ochs liessen dasselbe mit grosser Anstrengung trotz des glatten, harten Schneebodens auf die Höhe hinaufschaffen. Dann bedienten die beiden Generale selbst und allein das Geschütz und sandten der feindlichen Reiterei mehrere gut gezielte Schüsse entgegen, sodass sie sich zurückzog und uns nicht weiter belästigte.

Wir erreichten ungefährdet Krasnoie. Unser Verlust war unbedeutend, und wir durften uns immerhin mit Genugthuung der kriegerischen Überlegenheit erfreuen, die unsere Soldaten, deprimiert und geschwächt durch Frost und Hunger, in schwieriger Lage, einem zahlreichen, mit Artillerie versehenen Feinde gegenüber, dem es nicht an Nahrung und Kriegsbedürfnissen fehlte, sieghaft zu behaupten vermocht hatten.

Hinter uns schlug sich die uns folgende Armee gleichermassen, wovon lebhaftes Geschützfeuer unser Ohr erreichte.

### **7. Der fernere Rückzug und die Auflösung.**

In Krasnoie fanden wir noch viele unbesetzte Häuser, in deren eines mein lieber Freund, der Hauptmann v. Koch, und ich uns mit schwachen Resten unserer vormaligen Kompagnieen einquartierten. Es war wenigstens ein Obdach, in welchem wir freilich zu unserer Erquickung nichts erhielten, als etwas ausgeteiltes Mehl und Pferdefleisch von einem gefallenem, noch nicht völlig toten Tiere, welches rasch ausgeschlachtet wurde. Aber nicht lange sollte uns das behagliche Obdach zugute kommen. Am späten Abend rückte die Kaisergarde ein und vertrieb uns. In einem Stallgebäude kamen wir doch noch leidlich unter, freilich auf Stroh.

Am folgenden Morgen vermisste ich meinen Burschen, einen Braunschweiger, namens Jürgens aus Flechtorf, nebst noch einigen Soldaten unserer beiden Kompagnieen. Der Verlust des treuen, mir mit seltener Anhänglichkeit ergebenen Dieners war mir äusserst schmerzlich. Allerdings war er, an Dysenterie leidend, in letzter Zeit so schwach und hilflos, dass ich weit mehr ihm als er mir hilfreich war. In dem Stalle hatten etwa zwanzig Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten bunt durcheinander gelegen. Sie lagen an den Langseiten, die Füsse gegen einander gekehrt, so eng, dass nur ein sehr schmaler Raum die beiden Reihen trennte. Jürgens lag mir rechts zur

Seite, fast an dem dem Ausgange entgegengesetzten Ende. Mehreremale durch unsanfte Fusstritte aus tiefem Schlafe aufgeweckt, hatte ich, schlaftrunken, Schelten, Stöhnen und Fluchen vernommen, bis endlich anhaltendes Toben und Durcheinanderrufen: «Hinaus mit den Ruhestörern!», «Fort mit den Kerls!», «Zuriegeln!» auch mich einige Augenblicke völlig erweckt hatten. Ohne mich darum zu bekümmern, war ich sehr bald wieder eingeschlafen, bis mit Anbruch des Tages die Reveille der Garde alles ermunterte. Vermutlich hatten mein Jürgens und noch zwei andere, von ihrem Leiden gepeinigt, mehreremale den Stall verlassen, waren dabei über die Beine anderer hinweggestolpert und hatten so deren Wut erregt. Furcht vor Misshandlungen mochte die Unglücklichen schliesslich bewogen haben, ein anderes Unterkommen zu suchen; oder man hatte wirklich die Tür verriegelt. Sie waren und blieben verschwunden! Bis zu diesem Zeitpunkte hatten Gesundheit und Sorge für die meiner speziellen Führung anvertrauten Mannschaften ausgereicht, mich bei allen Entbehrungen und furchtbaren klimatischen Schrecknissen noch einigermaßen gutes Mutes und bei Kräften zu erhalten. Aber seit den letzten Ereignissen ergriff mich eine geistige und körperliche Abspannung. Während des fortgesetzten Marsches wurde daraus ein völliges lethargisches Hinschwinden, wobei nachteilig mitwirkte, dass ich mit den gewohnten Funktionen als Kompagniechef fast nichts mehr zu tun hatte. Es wird nur weniger Andeutungen bedürfen, um solches erklärlich zu machen. So beharrlich und ernst ich auch während meiner kriegesischen Berufstätigkeit dahin gestrebt hatte, meine mir angeborene weiche Gefühlsrichtung beherrschen zu lernen und die mir mehr oder weniger versagt gebliebenen Eigenschaften zu erringen, so hatte ich dennoch derselben nicht in dem Masse Herr werden können, um dem Kampfe mit so unerhörten Zuständen gewachsen zu bleiben. Die Schreckensscenen des 6. Novembers, die unaufhaltsame Lösung aller Bande der Ordnung und Disziplin durch Frost und bitteren Mangel, der jähe Schreck beim Brande der Scheune und die Greuelszenen am Tore von Smolensk hatten das Mass des Leides bis zum Rande gefüllt.

Es bedurfte nur weniger Tropfen, um es zum Überlaufen zu bringen. Dies geschah durch den bejammernswerten Verlust meines treuen Jürgens, des braven Feldwebels Weinand und des jungen Korporals Stutzer<sup>1)</sup>. Diese

<sup>1)</sup> Dieser kaum siebzehnjährige Jüngling war mir von seinem Vater, dem Veteranen-Major Stutzer, einem früheren altbraunschweigischen Hauptmann, für seine künftige militärische Laufbahn anvertraut worden; und es hatte sich derselbe, neben tadelloser Führung und Einsicht, bereits dadurch bemerklich gemacht, dass er in der Schlacht von Borodino unter den Freiwilligen war, die zur Verstärkung der Tirailleurlinie aufgefördert wurden.

beiden waren vor dem Gefechte von Krasnoie auf Fouragierung entsandt und nicht zurückgekehrt. Ich verfiel einem dumpfen Hinbrüten und einem Gefühle von Verlassenheit.

Während unseres Weitemarsches bis Bobr<sup>1)</sup>, der etwa acht Tage dauerte, hielten einige günstige Umstände die Mannschaften der drei Bataillone, welche nicht kraftlos den Beschwerden erlagen, noch ziemlich geschlossen zusammen. So ziemlich an der Spitze der noch kampffähigen Heerteile fanden wir noch hin und wieder einige Lebensmittel. In Orsza<sup>2)</sup> wurde sogar eine regelmässige Austeilung gemacht. Es war eine mildere Temperatur eingetreten. Dennoch schmolz die Zahl der Bajonette. Jedes Bivouak bezeichnete beim Aufbruche eine Zahl von Toten und kraftlos Zurückbleibenden. Die gänzliche Auflösung unseres schönen Armeekorps stand nahe bevor.

Bei dieser raschen Abnahme der noch geschlossenen Truppen hatten sich gleichermassen viele der gänzlich überflüssigen Offiziere nach und nach isoliert. Dazu konnte ich trotz alles Zuredens mich immer noch nicht entschliessen. Unter den wenigen Unteroffizieren und Soldaten meiner früheren Kompanie glaubte ich mich in meinem deprimierten Gemütszustande noch am sichersten aufgehoben.

In der sehr geräumigen Kirche von Bobr, wo die noch einigermaßen kampffähigen Reste unseres Armeekorps Unterkommen fanden, wurden diese zu einem Bataillon von etwa 400 Kombattanten unter Kommando des Gros-Majors v. Rauschenplatt organisiert. General v. Ochs und v. Füllgraff waren dort zugegen und ordneten dies<sup>3)</sup>. Alle noch anwesenden nicht eingeteilten Offiziere erhielten die Weisung, unter dem Schutze des Bataillons zu verbleiben. Ich fühlte mich zu sehr geschwächt, um mich zu einer Stelle in dem neugeschaffenen Bataillon zu melden und schloss mich dem Bataillon beim Abmarsche von Bobr einstweilen an. Es war wieder Frostwetter eingetreten.

In der Kirche zu Bobr hatte ich in Erfahrung gebracht, dass mein Bruder mit einem seiner Regimentskameraden, dem Hauptmann Martini, sich längst schon isoliert habe und noch im Besitze seines sehr dauerhaften Pferdes aus dem Senner Gestüte gesehen worden sei. Überall spähte ich nach meinem lieben Bruder umher. Ich hegte die Hoffnung, mit ihm zusammen zu treffen und an ihm eine Stütze zu finden.

Das Marschbataillon schwand schnell zusammen. Schon in den nächsten

<sup>1)</sup> Am Bobr, einem Nebenflusse der Beresina.      <sup>2)</sup> Am Dniepr.      <sup>3)</sup> General v. Ochs rettete hier die Feldzeichen des Westfälischen Armeekorps. Von jeder Fahnenstange wurde das Fahmentuch abgetrennt und dem Kommandeur zur Bergung übergeben.

Tagen war es um ein volles Drittel geschwächt. Der Mangel an Lebensmitteln reizte fort und fort einen jeden, sich solche auf Seitenwegen zu verschaffen und das Bataillon zu verlassen.

Mit dem ersten Tagesgrauen war ich, durchschauert von Frost, an dem fast erloschenen Bivouaksfeuer des Bataillöschens aufgestanden und ging, um mich durch tunlichst rasche Bewegung einigermaßen zu erwärmen, der Truppe voraus. Nach Sonnenaufgang erblickte ich auf einem rechts abwärts-führenden Seitenwege einen Trupp von 4 bis 5, wie ich vermeinte, unserer Soldaten, die wahrscheinlich vor mir das Bataillon schon verlassen hatten. Urplötzlich entstieg mir der Gedanke, mich ihnen anzuschliessen. Ich beeilte mich, sie einzuholen. Sie waren noch weit voraus und verschwanden um eine Waldecke. Nach wenigen Augenblicken sah ich um dieselbe Waldecke zwei Gestalten mir entgegenkommen, von denen einer ein Pferd am Zügel führte. Ein ahnendes Gefühl durchzuckte mich. Ein hochgewachsener Mann mit dunkelblauem Offiziermantel und Tschackot, ein kleinerer daneben, ähnlich gekleidet. Der grössere führte ein Pferd am Zügel. Ja gewiss, es konnten mein lieber Bruder und Martini sein. Noch wenige Minuten, und jubelnd lagen wir einander in den Armen! Sie kamen von einem weiten Streifzuge, auf dem sie zwar einen kleinen Vorrat von Mehl und Kartoffeln errungen hatten, aber in der Nacht von einem Milizhaufen überfallen waren, vor dem sie sich durch eilige Flucht kaum gerettet hatten. In Folge dessen und der dort gewonnenen Eindrücke von tierischer Wut und Unbarmherzigkeit hatten sie sich der grossen Strasse wieder zugewandt und den festen Entschluss gefasst, dieselbe nur im alleräussersten Notfalle wieder zu verlassen. Sie besaßen auf dem Pferde noch zwei, freilich ziemlich abgenutzte wollene Decken, einige Lebensmittel und einen kleinen Vorrat von Branntwein nebst den neu erbeuteten Kartoffeln und Mehl. Einstweilen wurden meine erstorbenen Lebensgeister mit Mehlkuchen und einem Schluck Schnaps gelabt. Wie ich nach ihnen, so hatten sie nach mir Umschau gehalten und erfreuten sich des glücklichen Zufalls, der uns zusammengeführt hatte um so mehr, da sie sich gar bald überzeugen mussten, wie sehr ich einer sorgfältigen Unterstützung und Leitung bedurfte. Es war der letzte Sonnenblick in dem Dunkel, welches allgemach meine Sinne umhüllte und mich schon in der nächsten Zeit zu jedem selbständigen Denken und Handeln unfähig machte. Einstweilen, freilich nur für die nächsten Tage, hatte ich neue Spannkraft gewonnen. Ich stützte mich auf die bis dahin nur wenig abgeschwächte Energie und Ausdauer meiner beiden lieben Gefährten und auf deren Vorräte an Lebensmitteln, welche bei sparsamer Einteilung bis Borisow an der Beresina ausreichen konnten. In Borisow glaubten sie auf neue Vor-



räte rechnen zu dürfen. Diese letztere Aussicht musste ich ihnen nun freilich einigermassen verkümmern. In der Kirche zu Bobr war unter den höheren Offizieren vieles über die verzweifelte Lage der Dinge geredet worden. Demzufolge waren Tschitschagof von Süden und Wittgenstein von Norden im unaufhaltsamen Vordringen auf Borisow, um uns den Weg zu verlegen, und es war zweifelhaft, ob es gelingen werde, die Passage über die Beresina frei zu machen. Dort konzentrierten sich vermutlich Freund und Feind. Doch meine Gefährten legten wenig Gewicht auf mein «Geschwätz». Unsere ferneren täglichen Märsche in der dichten Masse der in dumpfem Schweigen sich drängenden und fortschiebenden Jammergestalten auf der glattgetretenen Schneedecke der Heerstrasse und bei zunehmendem Froste waren anstrengend und gefährvoll. Wehe dem Unglücklichen, der der Ermüdung nachgebend, sich zum Ausruhen niedersetzte und, von Schlaf lust beschlichen, einschlief! Er entschlief sicher, um nicht wieder zu erwachen. Besass er dann noch irgend ein brauchbares Kleidungsstück, so wurde er augenblicklich, ja selbst nicht selten, bevor er den letzten Atem ausgehaucht hatte, dessen beraubt. Die nackte Leiche wurde unter die Füße getreten.

Gleich einem Automaten folgte ich willig dem Impulse meiner Gefährten. Rein mechanisch, ohne ein Fünkchen von Intelligenz, verrichtete ich die mir zugewiesenen Arbeiten zur Bereitung unserer Bivouaks, zur Herbeischaffung von Feuerungsmaterial usw. Früh Morgens war ich nur mit Härte und, wenn wir jezuweilen das Glück gehabt, in einem Hause oder Stalle Unterkommen zu finden, selbst mit Anwendung gewaltsamer Mittel zum Aufstehen zu bewegen. Dann aber, einmal im Gange, hinterlegte ich ohne Klagen den normalen Tagemarsch von 7 bis 8 Stunden. Sonderbar! Während meine weichlichere Körperkonstitution im mechanischen Fortschreiten den Strapazen einen zähen passiven Widerstand entgegensetzte, meine geistigen Fähigkeiten dagegen successiv auf ein Minimum herabsanken, kämpften meine muskulösen Gefährten nicht selten mit Ermüdung, während die Energie ihres Geistes nur langsam nachgab. So vermochten sie immer für den armen Bruder zu denken und zu handeln. Unser gemeinschaftliches Streben war begreiflich vorzugsweise auf möglichst gutes Nachtlager gerichtet und auf Anschaffung von Nahrung. Mir war jedes nur einigermassen essbare Nahrungsmittel willkommen. Wo immer sich auf der Heerstrasse eine halb im Schnee vergrabene Pferdeleiche fand, löste ich mir ein tüchtiges Stück ab, knüpfte es an einen Riemen und nagte es, am Biouvaksfeuer auf der Säbelspitze notdürftig geröstet, ab. In den Kellern mancher Häuser fanden sich auch wohl hin und wieder noch Tonnen mit eingelegtem Sauerkohl, auch Honig,

Nahrungsmittel, die von den fast allgemein mit Dysenterie behafteten Flüchtlingen nicht leicht berührt wurden, mir aber, von jener Plage verschont, willkommene Leckerbissen schienen. Meinen beiden Leidensgefährten widerstrebt das Pferdefleisch von abgetriebenen, ausgehungerten Tieren gründlich; auch wagten sie es nicht, Honig und Sauerkraut zu geniessen. Sie hielten sich an ihre knappen Rationen.

Bei unserer Ankunft in Borisow gegen Abend vernahmen wir zu unserer Bestürzung, dass die dort gewesene Brücke von den Russen, welche erst Tags zuvor den Platz geräumt, zerstört worden sei. In dem dicht mit Truppen angefüllten Städtchen war natürlich unsers Bleibens nicht, doch eroberten wir noch eine kleine Portion Kartoffeln und etwas Mehl. Alle Isolierten erhielten die offizielle Weisung, sich nach dem zwei Wegstunden aufwärts des Flusses belegenen Dorfe Studienka zu wenden, wo zwei Brücken hergerichtet würden. Ungesäumt machten wir uns dahin auf den Weg. Bald aber überraschte uns immer schwärzer werdende Dunkelheit, und ermüdet, wie wir waren, waren wir froh, etwa nach einstündigem Marsche in der Nähe einer mit Flüchtlingen vollgestopften Mühle bei einem durchwühlten Heuhaufen ein leidliches Unterkommen zu finden. Am wohlsten befand sich dort unser Senner, der in Heu schwelgte. Während die beiden anderen für Holz und Zubereitung unseres kärglichen Mahles sorgten, wurde mir der Auftrag zuteil, dicht gedrehte Heuflechten zur Mitnahme für das treue Pferd anzufertigen.

Unser Weitermarsch führte durch dichte Waldungen. Als wir gegen Mittag aus denselben hervortraten, übersahen wir von dem nach der Beresina sich hinabsenkenden Höhenzuge die Ufer des Flusses mit den beiden Brücken, auf denen Massen von Truppen, Geschütz und Fuhrwerk hinüberwogten. Vor uns lag das Dorf Studienka. In und neben ihm bivouakierten Grenadiere der alten Garde. Der Weg führte uns an deren Bivouak vorüber. Wir blickten sehnsüchtig nach einer grossen Tonne weissen Schiffszwieback, aus welcher ein alter Sergeant den Grenadieren ihre Rationen austeilte. «Wie, wenn wir den Sergeanten um ein paar Zwiebäcke bäten», meinte mein Bruder, «wir können es ja probieren; am besten passt das demütige Aussehen unseres Franz zu der Ansprache.» Es wollte sich wohl etwas in mir regen, aber ... ich ging. In gutem Französisch brachte ich meine Bitte für drei ausgehungerte Westfälische Kapitäns vor. Scharf, mit brennendem Auge musterte mich der Alte vom Kopfe bis zum Fusse, dann noch einen kurzen Blick auf meine mit dem Pferde entfernt stehenden Gefährten werfend, griff er in die Tonne, holte drei Zwiebäcke hervor, und mit dem einzigen Worte: «*tiens*» warf er mir die erbettelte Beute entgegen. Instinktmässig fing ich das köst-

liche, lange entbehrte Brot auf; dann aber erwachte mein erstorbenes Gefühl und liess mich meinen gedemüthigten Offizierstolz in doppelter Stärke empfinden. Ich machte meinen Gefährten bittere Vorwürfe und erklärte ihnen im ersten Unmuth, ich würde meinen Hunger lieber mit Pferdefleisch stillen, als mit einem Bissen von dem erbettelten, mir gleich einem Hunde zugeworfenen Brote. Ach, wie schnell versank ich wieder in die alte Apathie. Mit Wollust verzehrte ich meinen Anteil, der mir mit begütigenden Worten dargeboten wurde, und hätte mich — *ce n'est que le premier pas, qui coûte* — später wohl unter gleichen Umständen zu wiederholter Bettelei verstanden.

Der Abhang des Höhenzuges gegen den Fluss war mit dichtgedrängten, unzählbaren Massen von Flüchtlingen bedeckt, denen wir uns anschlossen, nachdem wir an düftigem Feuer ein Stündchen geruht und die zubereiteten Speisen verzehrt hatten. Wir wandten uns der näheren Brücke links zu und waren sehr bald von der nachrückenden Menge ringsum eingekeilt. Alles drängte der Brücke zu, und dennoch war wenig Raum nach vorn zu gewinnen, weil unaufhörlich geschlossene Truppen in kürzeren oder längeren Zeiträumen anlangten und bis zum vollendeten Übergange derselben das Betreten der Brücke der ungeordneten Flüchtlingsmasse versagt blieb. Starke Wachen und Gendarmieposten wiesen, selbst wenn in längeren Zwischenräumen die Brücke unbenutzt blieb, schonungslos mit Bajonett, Kolben und Säbel jeden zurück, der es wagte, dieselbe zu betreten, weil die regellos heranstürmenden Massen die Haltbarkeit der Brücke gefährdet haben würden. Inmitten des furchtbaren Gewühls und Gedränges war uns das Pferd von grossem Nutzen. Es gewährte uns einen festen Stützpunkt, auch drängten mein Bruder und Martini, abwechselnd auf demselben reitend, das noch hinreichend kräftige Tier gleich einem Keile in die Masse hinein. Dennoch kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Endlich nach schon seit mehreren Stunden eingetretener völliger Dunkelheit, gewannen wir einen festen Platz hart an der Brücke. Dort verschanzten wir uns hinter unser Pferd und harreten sehnstüchtig des Zeitpunktes, wo uns der Übergang gestattet werden würde.

So lange es noch Tag war, hatte man sich in mehr oder weniger Entfernung auf beiden Seiten des Flusses geschlagen. Geschütz- und Gewehrfeuer schallte zu uns herüber. Wenn der Geschützdonner sich näherte, drängten die noch entfernten Haufen mit völliger Raserei nach vorn und von allen Seiten ertönte das Geheul und Wehklagen der Unglücklichen, die aus Schwäche oder im wilden Drängen und Stossen zu Boden stürzten und achtlos unter die Füsse getreten wurden!

Stunde um Stunde verstrich, und vergebens harreten wir der endlichen

Erlösung aus unserer peinlichen Lage, bis wir selbst uns auf gut Glück derselben entzogen. Es erscholl nämlich plötzlich das Gerücht, die Reparatur der zweiten eingebrochen gewesenen Brücke sei vollendet. Es wurde mit erklärlichem Misstrauen aufgenommen. Mein Bruder meinte, dass unsere Brücke sicher sehr bald freigegeben werden würde, und es sei unklug, den sicheren Standpunkt gegen Unsicheres aufzugeben; aber Martinis Ansicht gab den Ausschlag. Er hielt die Nachricht für wahrscheinlich, weil seit dem Einbrechen und der begonnenen Reparatur jener Brücke schon sehr lange Zeit verstrichen sei. Durchschlagend war seine Bemerkung, dass nach endlicher Freigebung unserer Brücke die grenzenlose Hast und Raserei der heranstürmenden Menge uns der augenscheinlichsten Gefahr aussetze, von der geländerlosen Brücke hinabgedrängt oder, was kaum weniger schlimm sein würde, von einander getrennt zu werden. Dem letzten Argumente, welches namentlich mich dem sicheren Untergange Preis gab, wich mein lieber Bruder. Der Rückzug wurde beschlossen.

Die uns zunächst Stehenden waren uns gern zum Abzug behilflich, um unsere schönen Plätze einzunehmen; doch ward es uns nicht leicht das Freie zu erreichen. Nur unserm Pferde verdankten wir es, dass wir mit grosser Anstrengung die tobende Menge durchbrachen. Rasch eilten wir dann der zweiten Brücke zu und fanden den Raum vor derselben völlig menschenleer. Nun aber ergoss sich mein Bruder in Vorwürfen gegen Martini, denn er nahm an, die Reparatur sei noch im vollen Gange. Kleinlaut machte Martini den Vorschlag, auf der Brücke hinunter zu gehen, um zu versuchen, ob wir mit Hilfe des Pferdes das jenseitige Ufer erreichen könnten. Gemächlich zogen wir vorwärts. Eine Laterne schimmerte uns vom Ende der Brücke entgegen und .... wunderbares Geschick! wir erreichten ohne Hindernis das rettende Ufer. Noch fanden wir einige Arbeiter, die ihre Werkzeuge zusammensuchten und die Brücke verliessen. Die Ebene am jenseitigen Ufer fanden wir menschenleer zunächst des Flusses. Es herrschte fast lautlose Stille. Nur von fern tönte uns das Toben der an der anderen Brücke versammelten Menge entgegen. Todesmatt, auch in der Finsternis gänzlich ausser Stande, uns zurecht zu finden, schritten wir auf einen Feuerchein los. Es war das Bivouakfeuer eines Isolierten, und — neue Überraschung — der es angefacht hatte, war ein Offizier unseres 6. Regiments. Er war eben im Begriffe, eine Gans zu rupfen. Der noch kräftige, junge Churhesse erzählte uns, er sei in Bobr als Unteroffizier in das Bataillon Rauschenplatt eingetreten. Das Bataillon sei bald zu einer Kompagnie unter Kommando des Hauptmanns v. Bardeleben zusammengeschmolzen, die etwa 50 Mann stark bis zur Beresina gelangt sei. Dort sei er in dem entsetzlichen

Gedränge von der Kompanie abgekommen. Von der im Schutze der Dunkelheit erbeuteten Gans machten wir einen sogenannten Bummelbraten, der uns köstlich zusagte.

Das zum Froste wieder umgeschlagene Tauwetter durchfröstelte uns auf der weiten schutzlosen Ebene so fühlbar, dass wir uns entschlossen, unter der Führung unsers neuen Kameraden das nahe Gehöft aufzusuchen und den Versuch zu machen, dort unterzukommen. In dem Hauptgebäude befand sich der Marschall Bessières mit seinen Offizieren, Ordonnanzen und Bedienung. In und vor einer grossen Scheune und einem Stallgebäude lagerte am Feuer eine ziemlich starke Infanterie-Truppe. Unsere an einen Unteroffizier gerichtete Bitte um Aufnahme wurde so brüsk zurückgewiesen, dass ihm sein unangemessenes Benehmen gegen Offiziere in lauten, nicht eben gelinden Ausdrücken verwiesen wurde. Ein Adjutant trat in die Tür, gebot Ruhe und fragte nach der Ursache des Lärms. An diesen trat mein Bruder heran, machte ihn mit unserer Bitte und deren grober Zurückweisung durch einen Unteroffizier bekannt und erwirkte so einen Befehl, uns in der Scheune Plätze anzuweisen. Grollend zwar doch unweigerlich wurde dem Befehle Folge geleistet, und der Rest der Nacht verlief für uns noch leidlich genug, bis wir, zusamt dem Marschalle mit seiner Begleitung, sehr frühzeitig durch nahen Geschützdonner — es war der Beginn jener furchtbaren Katastrophe an der Beresina — aufgeschreckt, unsern weiteren ruhelosen Marsch fortsetzten.

Nach einem langen, beschwerlichen Tagemarsche, anfangs auf Knüppeldämmen, die den stundenweit sich ausdehnenden Moorgrund überbrückten, erreichten wir zur schon dunkelnden Abendzeit einen grossen Ökonomiehof, dessen Baulichkeiten mit Offizieren und Mannschaften angefüllt waren. Dort war kein Unterkommen für uns, wohl aber fanden wir in dem rings umschlossenen Hofe eine Strohdimme, in welche wir uns hineingruben. In einiger Entfernung davon zündeten wir ein Feuer zur Bereitung unseres dürrtigen Mahles an. Wir fanden uns hier ganz behaglich. Aber nur eine Stunde genossen wir der Ruhe. Eine Abteilung Kaisergarde rückte auf den Hof und vertrieb uns. Wir mussten noch froh sein, dass es uns vergönnt blieb, in einem Winkel des Hofes ein Plätzchen einzunehmen und einiges Stroh dahin mitzunehmen.

Am nächsten Morgen empfand ich ein schmerzhaftes Brennen meiner Augen, welches sich rasch zu einer Entzündung verschlimmerte und meine Sehkraft in einem so hohen Grade schwächte, dass ich nur die nächsten Gegenstände als dunkle Schatten wahrnahm. Dieses Leiden verursachte meinen beiden Gefährten eine unendliche Last und mir einen dumpfen Kopfschmerz.

Am Leitbände oder, in starkem Gedränge, am Rockschosse meiner Gefährten, folgte ich deren Schritten. Bei Steigungen der oft spiegelglatten Heerstrasse wurde ich sorgfältig am Arme geleitet. Gleich einem unmündigen Kinde erwartete ich für jede meiner Handlungen erst das Geheiss meiner Freunde. An jedem Morgen wiederholte sich dieselbe Scene, dass ich nur mit Gewalt vom Nachtlager aufgerüttelt werden konnte. Danach ertrug ich dann in dumpfem, mechanischen Fortschreiten die Anstrengungen des langen Marsches oft besser als meine Genossen, die mich Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen durften und unablässig aufopfernd für mich sorgten. Einmal hatte sich an einem Abhange der glatten Strasse die Masse der Flüchtigen so sehr gehäuft, dass das Gedränge uns hinderte, Arm in Arm neben einander zu gehen. Martini machte an der Spitze Platz, und mein Bruder leitete mich am Schlepptaue des Mantelschosses. Aber ein heftiger Anstoss schleuderte mich dennoch seitwärts. Er hört meinen Angstschrei und sieht mich am Boden unter den Füßen der rücksichtslos über mich hinwegschreitenden Menge. Mit kräftiger Kommandostimme ruft er Martini herbei. Beiden vereint gelang es dann, mich zu retten. Nur unbedeutend an Hand und Wange war ich verletzt. Ein anderesmal hatte ich mich so nahe zum Bivouaksfeuer gewälzt, dass das Feuer meinen Schafpelz ergriff. Noch eben zu rechter Zeit erblickt Martini die grässliche Gefahr. Er schleudert mich hinweg und dämpft, sich auf mich werfend, den glösenden Brand, der bereits ein grosses Stück des unteren Theils von Pelz und Beinkleid verkohlt hatte. Rastlos trieb uns der Instinkt der Selbsterhaltung zu möglichst starken Tagemärschen, insoweit die kurzen Tage und unsere Kräfte es zuliessen. Gegen die Kälte gewährte das Bivouakfeuer nur geringen Schutz. Die der Flamme abgekehrte Seite erstarrete. Man musste unaufhörlich die Lage wechseln. Abgesehen von seltenen Glücksfällen, wo sich bedeckte Räume fanden, konnte daher von erquickender Nachtruhe keine Rede sein. Überwacht, ohne kräftige Nahrung schleppten wir uns inmitten der Menge zerlumppter Jammergestalten mühsam fort. Jeder etwas steilere Abhang der glatten Strasse bezeichnete den Totenacker derer, welche, mit dem letzten Aufwande von Kraft hinaufkeuchend, ausglitten, stürzten und sich nicht rasch genug wieder zu erheben vermochten. Über und neben ihnen hinweg, fühllos und nur mit der anstrengenden Selbsthilfe beschäftigt, eilten die Kameraden vorüber, ohne auch nur den Gedanken zu fassen, dem Zertretenen mittels einer Handreichung hilfreich zu werden. Dörfer und Gehöfte an der Heerstrasse standen in Flammen. Man hatte sie angezündet, um die erstarrenden Glieder an der Feuerglut zu erwärmen. Tausende umstanden, im rasenden Tumult sich herandrängend, die Feuersäule, um später den Frost nur desto schärfer zu empfinden. Ja, ein erbarmungsloses Geschick lastete auf uns allen! !

Wir gelangten nach Smorgoni. Ein Glücksfall führte uns dort in ein Gehöft, worin wir eine Anzahl lieber Freunde und Kameraden fanden, die uns freundlich aufnahmen. Es waren meistens Braunschweiger: v. Cramm<sup>1)</sup>, v. Oeynhausen<sup>1)</sup>, v. Holstein<sup>2)</sup> und mehrere andere nebst einigen Unteroffizieren und Leuten, z. t. noch beritten und ziemlich reichlich mit Vorräten versehen. Man war fröhlich und guter Dinge. Es wurde bei einem mässigen Vorrathe von Spirituosen und Lebensmitteln, wovon uns Armen reichlich mitgeteilt ward, gesungen, gescherzt und erzählt, und die allgemeine Heiterkeit steckte auch uns an. Sie hatten sich seit der Affaire von Krasnoie zusammengefunden. Vermöge ihrer grösseren Zahl hatten sie leichter Gelegenheit gehabt, sich auf Seitenwegen Vorräte zu verschaffen und den Kosacken zu imponieren. War es die behagliche Wärme, die mich erquickend durchströmte, die gespendete, kräftige Nahrung, die Heiterkeit, die ungestörte Nachtruhe oder die Gesamtwirkung aller dieser wohltuenden Eindrücke, kurz, das Augenübel, das mich seit acht Tagen quälte, hatte bedeutend nachgelassen, mein Kopf war freier, ich konnte am anderen Morgen wieder erkennend umherschauen.

Gern wären wir mit den lieben Kameraden zusammengeblieben, allein wir fühlten nur zu sehr, dass wir, namentlich ich, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnten. Wir würden uns wie ein Bleigewicht an ihre Fersen gehängt haben, und so mussten wir sie zu unserm grossen Leidwesen ziehen lassen. Es war ein Opfer, welches die Bruder- und Freundesliebe mir brachte. Wir beabsichtigten nun, uns in dem behaglichen Quartiere einer mindestens noch halbtägigen Rast zu überlassen, deren wir so sehr bedurften; doch schon im Laufe des Morgens füllte sich der Ort mit Gardetruppen, denen wir weichen mussten.

Die grimmige Kälte versetzte mich schon während der folgenden Marschtag wieder in den früheren Zustand. Das Augenübel hatte nur einem anderen Leiden Platz gemacht: der Dysenterie. Sie nahm so überhand, dass ich mich kaum noch fortschleppen konnte. Die Freunde verzweifelten an der Möglichkeit meiner Erhaltung. Meine Geisteskräfte erwiesen sich als geschwächt. Nicht weit von der Stelle, wo wir zu Mittag rasteten, stand der zertrümmerte Wagen eines Generals. Die Freunde sandten mich ab, ihn nach brauchbaren Stücken für uns zu durchstöbern, und beide Arme voll Bücher kehrte ich zurück. Molière, Rousseau's Heloise, ein militärisches Werk u. a. in brilliantester Ausstattung waren mir in die Hände gefallen. Alles andere hatte ich darüber vergessen, mich kindisch an den glänzenden Einbänden und Illustrationen ergötzt. Ich mochte wännen, damit die ent-

<sup>1)</sup> Hundert Jahre Braunschw. Husaren I, 335.

<sup>2)</sup> Kortzfleisch II, 429.

setzlich langen Abende am Bivouaksfeuer verkürzen zu können; ich mochte ... doch wie soll ich jetzt noch ergründen, welche Vorstellungen damals meinem verwirrten Denkvermögen vorgeschwebt haben.

Still trauernd sass Bruder Fritz, mit verbissenem Schmerz Martini am Feuer, in welches sie zu meiner höchsten Verwunderung ein Buch nach dem andern hineinwarfen. Dann ging Martini selbst und brachte einen Pack Leinwand, einen kleinen kupfernen Teekessel und ein Sitzkissen zurück.

Eines Tages fanden wir etwas abseits der Strasse Unterkunft. Zwei Franzosen und ein Pole boten uns in einem grossen, stark durchheizten Zimmer gastfreundliche Aufnahme. Spät Abends kam der Pole auf den Gedanken, zur Vernichtung des Ungeziefers seine ganze Bekleidung in den grossen Raum des ungeheuren Lehmofens hineinzuschieben. Da auch wir längst von solchen Plagegeistern heimgesucht waren, folgten wir seinem Beispiele. Plötzlich bemerkten wir, dass man uns das Haus über dem Kopfe angezündet hatte. Helle Flammen schlugen in die Fenster hinein. Nackt wie wir waren, mussten wir schnell unsere gebackenen Kleider aus dem Ofen nehmen und das Haus verlassen. Andere Unterkunft fanden wir nicht. Wir bivouakirten an den glösenden Trümmern des niedergebrannten Hauses. Dass wir so aus unserer Ruhe aufgeschreckt waren und viel früher aufbrachen, gereichte uns übrigens gar sehr zum Heile. Durch unser Zurückbleiben waren wir den uns umschwärmenden Milizhaufen und Kosacken näher gerückt. Einzelnes Feuern in nicht allzu grosser Entfernung mahnte uns, auszuschreiten. Schon hörten wir hinter uns Geschrei der Flüchtlinge, die in wilde Verwirrung vor aus der Ferne heransprengenden Kosacken geraten waren, als wir zum Glück einen dichten Hochwald erreichten, wo wir vor Verfolgung sicher waren.

Je mehr wir uns Wilna näherten, wo wir Erleichterung zu finden hofften, je höher türmten sich die Schrecken, welche in Folge des vernichtenden Frostes und namenlosen Elends über uns hereinbrachen.

Eines Tages hatten wir am Rande eines Ortes zwischen zwei vollgestopften Gebäuden unsern Lagerplatz. Plötzlich hören wir in dem untern Zimmer eines der Häuser Lärm und Fluchen; die Haustür öffnet sich, ein Mann wird hinausgeworfen und sinkt halb bewusstlos an unserm Feuer nieder. Auf unsere Anrede redete er mit stieren, halbwahnsinnigen Blicken viel tolles Zeug. Plötzlich macht er eine pffiffe Miene, steht auf, winkt Martini und führt ihn auf den Zehen unter die Fenster des Hauses. Dort lag sichtbar genug auf dem Schnee ein Laib Schwarzbrot, welches er aufraffte und mit weiten Sprüngen an unser Feuer brachte. Dann verfiel der Unglückliche gleich wieder in so verworrene Reden, dass wir mit Sicherheit seinen völligen Wahnsinn erkannten. Während er mit Gier ein ihm gereichtes Stück seines



Brotess verschlang, redete er unaufhörlich von den «*sacré-coquins, voleurs, foutu canailles.*» So trieb er es wohl eine Stunde lang, bis er, stiller und ruhiger werdend, endlich eingeschlafen schien. Am folgenden Morgen fanden wir ihn als erstarrte Leiche! Wie schauernd wir uns auch abwandten, das Erbe tat uns überaus wohl. Wir erlabten uns an einem Leckerbissen, dessen wir seit langer, langer Zeit entbehrt hatten. Aber dieser köstliche Besitz führte zu einem grauenhaften Erlebnis. Martini, unser Speisemeister, trug das Brot an einem Lederriemen über der Schulter. Da gewahrt mein Bruder, dass jener, heimlich mit der Hand nach rückwärts greifend, ein Stückchen davon abbricht und zum Munde führt. Mit lautem, zornigen Schrei springt er zur Seite, zieht den Säbel und führt einen wuchtigen Hieb nach dem Haupte des Freundes!! ... Der Allgütige hatte gnädig gewaltet; der Hieb war tief in Martini's Tschackotdeckel gedrungen, ohne ihn zu verletzen. Ganz verdutzt, doch schnell begreifend, steht dieser dem Zornigen gegenüber. Das heisse Blut des sonst in voller Kraft so leicht erregbaren Mannes war längst erstarrt; auch mochte wohl das so derb aufgerüttelte Gewissen des biedereren Hessen ihm das Unrecht seiner heimlich befriedigten Esslust vorwerfen; kleinlaut stammelte er: «Nu, nu, Herr Bruder, ich schneide Euch Beiden eben so viel ab»; und schon besänftigt, steckt mein Bruder Fritz den Säbel ein. Als wäre nichts Ausserordentliches vorgefallen, setzten wir in dumpfer Gefühllosigkeit unsere traurige Reise fort.

An einem der letzten Marschstage vor Wilna hörten wir aus einem an der Strasse stehenden Hause mit Überraschung den Anruf von Martini's Namen. Es war der Leutnant v. Wurmb, der Sohn eines Churhessischen Generals, der uns bat, zu ihm hinein zu kommen. Am Sterbelager seines, die letzten Atemzüge aushauchenden Bruders suchte er Trost in der Nähe des Landsmannes. Auch mir war er schon in Katalonien bekannt geworden. Wir forderten ihn auf, sich bis Wilna, wo ihm, wie er sagte, Verwandte lebten, uns anzuschliessen. Gern war er dazu bereit, mit der Bitte jedoch, mit ihm die letzten Augenblicke des Sterbenden abzuwarten. Sein Zustand glich dem meiner Gefährten. Er hatte den Bruder unter gleich schwierigen Umständen mit aufopfernder Bruderliebe geleitet und gepflegt. Furchtbar erregte es selbst mein fast erstorbenes Gefühl, dass er, meine zerlumpfte Bekleidung gewahrend, mir unter rinnenden Tränen den noch ziemlich guten Oberrock des Sterbenden anbot!! —

Ja wahrlich, es war weit mit uns gekommen. Unser massloses Elend war kaum noch einer Steigerung fähig. Noch jetzt blicke ich schauernd zurück auf Ereignisse, in denen sich die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur in ihrer schauerlichen Blöße enthüllte.

Wurmb's Bruder endete kurz nach unserm Erscheinen.

Mit schwindenden Kräften näherten wir uns in immer kürzer werdenden Tagemärschen dem, wie wir wähten, rettenden Ziele Wilna. Noch drei Wegstunden davon entfernt, fanden wir bei einer bis zum äussersten Punkte gesteigerten Kälte von 28 Grad Reaumur glücklicherweise Unterkommen in einem sehr grossen durchwärmten Zimmer. Nachdem wir unser dürftiges Mahl eingenommen, legte ich mich, erschöpft vom Marsche und leidend an meiner Unterleibskrankheit, in der Nähe des kolossalen Ofens nieder. Da ward ich genötigt, das Zimmer zu verlassen. Mein ungewöhnlich langes Ausbleiben machte meinen Bruder unruhig; er folgt mir nach und findet mich bei zum Glück mond heller Nacht an einem Winkel des Hauses niederkauert, schon im halben Erfrierungsprozesse. Er rüttelt mich auf, ruft nach Hilfe und schleppt mich mit dem Beistande Martini's in das Zimmer zurück. Ihren Bemühungen gelingt es, mich wieder zum Bewusstsein zu bringen, und man denkt daran, mir ein erwärmendes Getränk zu bereiten. Wurmb besitzt noch etwas Tee; wo aber Wasser finden in dieser erstarrten Wüste. Da erinnert sich mein Bruder, dass wir kurz vor unserm Eintreffen über einen Steg gekommen; er nimmt unsern kupfernen Teekessel und geht hinaus in die Nacht, um womöglich in dem Bache oder Graben noch etwas Wasser zu finden. Als er nach langem Suchen endlich die Stelle wieder aufgefunden hat, starrt ihm fussdickes Eis entgegen. Er fliegt zurück, nimmt seinen Säbel und ein am Kamin liegendes Schüreisen und stösst, pocht und gräbt im Eise so lange bis er eine hinlängliche Masse losgebrochen und mit seinen nackten Händen zusammengescharret hat. Nach langer, langer Frist kam er mit seiner Beute, erschöpft, erstarret zu uns zurück. Das Eis wird geschmolzen, der Tee bereitet. Ihm ward die Genugtuung, mich zu neuem Leben erwachen, gerettet, erquickt zu sehen.

Am folgenden Morgen brachen wir früher als gewöhnlich auf, um Wilna bei Zeiten zu erreichen. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt, die wir schon im Gesichte hatten, fanden wir hart an der Herrstrasse zu unserer grossen Überraschung den Doppelposten einer Feldwache vom 4. Westfälischen Infanterie-Regimente. Am wärmenden Wachtfeuer berichtete uns der junge Offizier der Feldwache, dass das Regiment vom Armeekorps des Marschalls St. Cyr an der Düna mit den Bayern unter Wrede nach Wilna detachiert worden sei. Er riet uns, noch etwa ein halbes Stündchen bei ihm zu verweilen; er werde dann abgelöst, und es würde uns inmitten seiner Truppe eher gelingen, das Tor zu passieren. Gerne nahmen wir dieses Anerbieten an und gelangten ungefährdet in die Stadt. Wahrscheinlich war es am 8. Dezember. Nach langem Suchen fanden wir ein erträgliches Unterkommen

in einer jüdischen Gastwirtschaft, wo wir in dem zu ebener Erde belegenen Saale nur noch vier oder fünf Franzosen antrafen. Auf einer die Länge der hinteren Seite einnehmenden, mit einer dahinaufführenden Treppe versehenen Galerie befanden sich pritschenähnliche Schlafstellen, wo wir uns sofort einrichteten und zugleich unser Gepäck, Sattel und Pferdegeschirr unterbrachten. Unser Pferd hatte einen guten, warmen Stall und erlabte sich an vorgefundenem Heu. Die Wirtin, eine alte Jüdin, lag ächzend und sich krankhaft geberdend zu Bett in einem kabinetartigen Verschlage neben dem Saale. Der Mann ging ab und zu, tat sehr jämmerlich und verleugnete jeden Besitz von irgend welchen Lebensmitteln. Einer der Franzosen aber, routiniert in dergleichen Lagen, hatte bemerkt, dass die angeblich kranke Frau ein an der Wand neben ihr hängendes Laken, so oft sich dasselbe verschob, immer wieder sorgfältig zurechtzerzte. Rücksichtslos auf den Betrand steigend, zieht er das Laken hinweg, entdeckt hinter demselben einen Wandschrank, und dessen aufgerissene Tür zeigt uns einen Haufen frisch gebackener Weissbrötchen und eine grosse bauchige Flasche voll gutem Branntwein. Jubelnd wurde der köstliche Fund hervorgeholt, gleichmässig verteilt und ... o mein Gott! ... welch' lang entbehrten, herrlichen Genuss gewährte uns dieses einfache Mahl. Man hatte die Verstellung der Kranken erkannt, sie wurde halb mit Gewalt aus dem hochaufgetürmten Bette entfernt, dasselbe bis zum Grunde durchwühlt, und es fand sich darin ein zwar nicht mehr neuer, doch noch völlig brauchbarer Schafpelz, ein Beutel mit Kaffeebohnen und ein Pack Leinwand. Der Pelz wurde mir zu Teil, das Übrige erhielten die Franzosen. Zwei Tage blieben wir in Wilna. Meine Gefährten brachten am ersten Tage von einer Expedition in die Stadt nur einen Laib Schwarzbrot und ein Paar Schuhe und üble Nachrichten über die Zustände in Wilna und die militärische Lage. Meinem Bruder war es gelungen, sein Pferd beschlagen zu lassen. Am folgenden Morgen wurde beraten, ob ich in einem Hospital Wilnas zurückgelassen werden sollte. Martini riet sehr davon ab, weil ich im Hospital dem Typhus erliegen oder auf dem demnächstigen Gefangenen-Transporte roher Misshandlung ausgesetzt sein würde; jedenfalls müsse man sich zuvor von dem Zustande der Hospitäler überzeugen. Der dann folgende Morgenausflug meiner Gefährten hatte günstigen Erfolg. Bei der Plünderung eines Ladens eroberten sie ein Stück Fleisch. Für etwas Geld, welches mein Bruder noch besass, kauften sie Brot und Butter. In einem Magazine erbeuteten sie mit Lebensgefahr vier Paar Schuhe und ein Päckchen wollene Strümpfe, die wir nächst Lebensmitteln am schmerzlichsten entbehrt hatten. Längst waren die Sohlen unserer Schuhe zerfetzt, unsere Strümpfe zerrissen. Mit leinenen Binden hatten wir Beine und Füsse

umwickelt und damit das Oberleder unter die Füße befestigt. Entsetzlich hatten wir darunter gelitten. Nicht selten hatten Blutspuren unsere Schritte bezeichnet. Von den Hospitälern machten sie eine so grausige Beschreibung, dass mir die Neigung verging, mich in eine solche Höhle des Jammers einkerkern zu lassen. So wurde der Abmarsch zum nächsten Morgen beschlossen. Am Nachmittage machten wir noch eine Rundschau in der Stadt. Vor einem Magazine fanden wir einen geregelten Trupp mit Fuhrwerk zum Empfang von Lebensmitteln und erfuhren, dass morgen mit dem Frühesten Wilna geräumt werden würde. Murat mit dem Reste der Garde sei im Begriffe, sein Hauptquartier nach einem Landhause vor dem Kownoer Tore zu verlegen, zu welchem Zwecke soviel an Vorräten empfangen würde, als fortzuschaffen sei. Mein Bruder mischte sich unter die Empfänger. Mit passenden französischen Ausrufungen gleich einem Offizier, der dazu gehörte, drängte er sich an die Ausgabestelle vor, empfing und gab eine Zeit lang ein Paket nach dem andern an den Nebenmann in der aufgestellten Reihe, wendete sich dann plötzlich mit einem französischen Fluche um, schob das eben ergriffene Paket unter seinen Mantel und verschwand. Er hatte 10 Stück Zwiebäcke erbeutet.

Auf einem Platze der Stadt standen die Kaisergarden zum Abmarsche bereit. Waren dieses denn wirklich die Überreste jener stolzen Kohorten? Vor unseren Augen stand ein unscheinbares Häuflein, nur etwa noch ein Bataillon, dazu eine geringe Anzahl von Reitern aller Gattungen im buntscheckigsten Kostüm. Mit finsternen Blicken — sie vermissten voll unheimlicher Gefühle den Mann, dessen Riesengrösse allein sie willig zu gehorchen gewohnt waren.

Früh Morgens am 10. Dezember verliessen wir Wilna. Die Strasse führte nach 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden über einen bewaldeten Höhenzug. Es hatte stark geglättet, so dass es den Fussgängern die äusserste Anstrengung kostete die Höhe zu gewinnen. Dies war die Stelle — das Défilé von Ponari —, wo die kaiserlichen Equipagen und mehrere Millionen in geprägtem Golde und Silber zurückgelassen werden mussten, weil es an Zeit fehlte, die steile Strasse fahrbar zu machen, und die Vortruppen der Russen schon nachdrängten. Nicht sobald hatte die Masse der Flüchtigen wahrgenommen, dass hier das Geld auf der Strasse lag, als die unersättliche Habgier in ihnen bis zur Raserei aufgestachelt wurde. Alles stürzte sich auf das Geld, um in oft blutiger Rauferei dessen so viel zu erhaschen, als ein jeder in Taschen, Beuteln oder Tschakos fortzubringen vermochte. Die Unglücklichen! Sie hatten sich zum Teil so schwer beladen, dass sie, an dem steilen Abhange keuchend, ausgleitend hinabrutschten. Lieber blieben sie, ihre Beute im Arme, am Boden

liegen, als ein Stück davon zu missen. Nur wenigen kann es gelungen sein, auch nur einen Teil des aufgerafften Goldes in Sicherheit zu bringen. Wir verschmäheten es, uns an der wilden Plünderung zu beteiligen. Mit Mühe gelang es uns, den steilen Abhang hinaanzuklimmen. Des Pferdes wegen bewegten wir uns dabei z. T. in dem zur Seite der Strasse liegenden, dichten Gestrüpp. Weiter ritten wir, Kowno und dem Niemen entgegen. In einem dichten Walde — es dunkelte schon, und die Strasse war nur noch sparsam bevölkert — hörten wir, um eine Ecke biegend, Hilferufe vor uns. In einiger Entfernung sahen wir eine Rotte Bösewichte, die einen Vereinzelten über den Chausseeegraben in den Wald zerrten. Rasch entschlossen sprang Martini auf das Pferd, jagte dem Platze der Untat zu, und ein Pistol aus dem Holster reissend, drohte er Feuer zu geben. Auch mein Bruder, dem ich so rasch, als ich es vermochte, folgte, näherte sich laufend mit gezogenem Säbel, und mehrere Einzelne, die bisher teilnahmslos fortgeschritten waren, wendeten sich auf Martini's Anruf zu uns. Die Feiglinge gaben ihr Vorhaben auf und entsprangen in das Dickicht des Waldes. Mehr tot als lebend brachte man den Gemisshandelten wieder zu sich selbst, und wir begleiteten ihn bis aus dem Walde. Er war im Besitze eines mit grossen Perlen reich besetzten Gürtels aus Moskauer Beute, den er am gestrigen Bivouaksfeuer arglos gezeigt hatte.

In einem Postgebäude, wenige Meilen von Kowno, rasteten wir zur Mittagszeit. Noch brannte Feuer im offenen Kamine, welches unsere Vorgänger, wie gewöhnlich, nicht gelöscht hatten. Mit gewohnter Vorsicht zogen wir unser Pferd mit in das Zimmer hinein. Kurz nach uns fanden sich zu unserer grossen Freude noch zwei meiner Regimentskameraden, die Adjutant-Majors Wolff und Stiehle, und etwas später ein junger Kavallerie-Offizier, ein munterer Franzose, bei uns ein. So nahe an Kowno, kramten wir alle, was wir an Lebensmitteln noch besassen, gern und willig auf, und der improvisierte Picknick stimmte uns so recht froh. Mitten in Heiterkeit und Scherz hörten wir plötzlich Gepolter und Lärm auf den Treppen und im Hause. Schon dachten wir an einen Überfall von Kosacken; aber da schlug ein starker Feuerstrom aus dem Gebälke. Schon krachten über uns die Balken. Mein Bruder erfasste die Zügel des Pferdes, um es hinaus zu ziehen; aber keine Gewalt, nicht Schläge, noch Stacheln mit Säbelspitzen waren vermögend, das Tier gegen den immer stärker von oben hereinströmenden Feuerstrahl zu treiben. Es hatte sich mit dem Hinterteile dem prasselnden Elemente zugekehrt und schlug unter rasendem Gewieher unaufhörlich mit den Hufen gegen den Glutstrom. Wir zertrümmerten das Kreuz und den Rahmen des dem Pferde zugekehrten Fensters und stachelten das Tier zum Sprunge über

die sehr niedrige Brüstung. Alles vergebens! Eigene Lebensgefahr nötigte uns schliesslich, aus diesem Fenster selbst zu entweichen. Dann stürzte die Decke ein und begrub das gequälte Tier unter dem brennenden Schutte!

Noch beim Verlassen von Wilna hatte ein General meinem Bruder eine bedeutende Summe für den noch ganz stattlich aussehenden Senner geboten; aber das treue Tier, welches ihm und uns die wesentlichsten Dienste geleistet und seine kräftige Natur während des ganzen Rückzuges bei dürftigster Nahrung und Wartung so sichtbar erprobt hatte, war uns nicht feil gewesen. Wir dachten damals, dass wenn es etwa auf deutscher Erde verkauft werden musste, dort die, wenn auch geringere Kaufsumme von grossem Nutzen werden könne. Das unglückliche Ereignis, bei dem keiner an das Umhüllen der Augen gedacht hatte, machte zunächst einen tiefen Eindruck auf uns; aber wir trösteten uns bald. In wenigen Stunden mussten wir Kowno erreichen, wo wir sicher zu sein glaubten, Unterkunft und Lebensmittel zu finden. Gegen Abend erreichten wir das ersehnte Ziel. Aber auch hier fanden wir so tobendes Gewühl am Tore, dass wir nur mit grösster Anstrengung unserer geschlossenen Phalanx von nun sechs Mann hindurchdrangen. Unterkommen verschafften wir uns mit vereinter Kraft in einem Hause, wo wir aus einem der besseren Zimmer zwei Italiener hinauswiesen. Dann gingen zwei der Unsrigen auf Rekognoszierung. Sie kehrten mit der Kunde zurück, dass ganz in der Nähe eine Brannntweinniederlage geplündert werde, und brachten einen Stalleimer davon, bis zum Rande gefüllt, heim. Eine andere Razzia verschaffte uns Brot und Speck; und nun assen und tranken wir, bis wir, unserer Sinne kaum noch mächtig, einschliefen.

Auch die Linie des Niemen war nicht mehr haltbar befunden. Immer weiter und weiter trieb uns die regellose Flucht. Der noch immer anhaltende, strenge Frost hatte den Fluss mit einer mehrere Fuss dicken Eisdecke überzogen, über welche bereits einzelne Kosackenhaufen vorgedrungen waren.

Auf der Brücke über den Niemen war ein solches Gedränge, dass wir die Eisdecke überschritten und das jenseitige hohe und steile Ufer mit grosser Anstrengung erklimmen mussten, wobei wir von unseren neuen Gefährten wieder abkamen. Auf Fusswegen durch einen Wald, wo wir vor Kosacken sicher waren, erreichten wir Wilkowiczki. Es war das letzte polnische Städtchen, welches uns aufnahm. Wir fanden in einem sogar noch bewohnten Hause erträgliche Unterkunft.

Am nächstfolgenden Tage überschritten wir unweit Stallupönen die Preussische Grenze.

Unvergesslich bleibt mir der so lange entbehrte Anblick freundlicher, deutscher Häuser mit roten Ziegeldächern, der deutsche Gruss der Bewohner

des Städtchens und die lebhaft wiedererwachende Hoffnung der Rettung. Am Eingange des Städtchens wurde uns kundgegeben, dass wir regelmässig einquartiert werden würden. Auf dem Billetamte empfingen wir Anweisung auf das Haus eines Kleinbürgers. Wir wurden mit kräftiger Kost an sauber gedecktem mit allem nötigen Essgeschirr versehenen Tische bewirtet. Betten lehnten wir aus sehr bewegenden Gründen ab. Es wurde uns in einer grossen Kammer eine Streu bereitet. Am folgenden Morgen erhielten wir ein tüchtiges Frühstück.

In Kowno war den Isolierten in strenger Befehlsform durch Maueranschläge usw. bekannt gemacht, wohin sie sich zu wenden hatten. Königsberg, Warschau, Thorn usw. waren als Sammelpunkte für jedes Armeekorps der weiland grossen Armee bezeichnet. Für unser Armeekorps war Thorn der Sammelpunkt. Wir erfuhren, dass wir dort eine Marsch-Kolonne von 1500 Mann Nachschub aus unserm Königreiche unter dem Kommando des Obersten v. d. Groeben vorfinden würden. In Gumbinnen wurde uns eine Marschroute bis Thorn eingehändigt und ein Quartierbillet auf das Haus einer Witwe. Die schon alternde Frau sorgte zuvörderst mitleidsvoll für unsere Reinigung. In einer herbeigeschafften Badewanne wurden uns Salzäder bereitet. Jedem von uns schenkte sie ein Hemd und ein Halstuch von ihrem verstorbenen Manne. Ein Barbier wurde herbeigeholt, der uns Bart und Haare schor; und unsere Oberkleider, die wir freilich nicht wechseln konnten, gab die Frau zur tunlichsten Reinigung ausser dem Hause. Im durchwärmten Zimmer bei guter Kost und frischer Streu verbrachten wir eine köstliche Nacht. Eine echt samaritische Barmherzigkeit war uns dort zuteil geworden. Ehre der Frau!

Das Wohlbehagen in Gumbinnen dauerte für mich nur wenige Tage. Jene unselige Plage am ganzen Leibe erreichte bei mir sehr bald wieder die frühere Höhe. Ich wurde von Tage zu Tage hinfälliger; ein anhaltender, trockener Husten peinigte mich Tag und Nacht. So machte ich denn von der Anordnung Gebrauch, dass Fuhrwerke gestellt werden durften. Auf Karren und Schlitten verbrachte ich dumpf hinbrütend die nächsten Tage. Ich musste auf- und abgeladen werden, und meine beiden hilfreichen Genossen hatten eine unendliche Last mit mir.

In Gerdauen geriet mein Bruder in einen heftigen Streit mit einem französischen Offizier, den wir in dem uns vom Billetamte angewiesenen Quartiere voranden, und dem es nicht genehm war, uns aufzunehmen. Heftiger Wortwechsel — Herausforderung — der wütende Franzose stürzte hinaus, um seinen unten vergessenen Säbel zu holen, und ... kam nicht wieder. In Schippenbeil verkauften wir meinen westfälischen Orden an einen Juden für

sechs Taler, denn wir hatten keinen Groschen und konnten uns nicht die kleinste Erleichterung verschaffen. Martini und mein Bruder verschafften sich den seit drei Monaten entbehrten Genuss des Tabakrauchens. Für mich wurde ein Kragen von Schafpelz zur Erwärmung des Halses gekauft. Die allgemeine Stimmung der Bevölkerung gab sich in grosser Erbitterung gegen die fremden Dränger kund, die der unteren Schichten auch gegen uns<sup>1)</sup>.

In Strasburg erreichte mein unglücklicher Zustand den Höhepunkt. Meine lieben Gefährten erwogen mit schmerzlichem Ernste, ob es geraten sei, mich noch fernerhin dem Transporte auf einem uns überwiesenen Ochsenkarren auszusetzen. Nur die Kunde, dass zwischen Strasburg und Thorn schon unsere Ersatztruppen lägen, bestimmte meinen Bruder, mich nicht zurückzulassen. Folgenden Tages trafen wir in der Tat ein Detachement meines Regiments. Ein Aide-major (Gehilfs-Arzt) war bald aufgefunden. Er versprach mit grosser Bereitwilligkeit, sich meiner ganz besonders anzunehmen, und erklärte meinen Zustand keineswegs für gefährlich. Er nahm mich mit in sein Quartier und sorgte dafür, dass mir sofort ein Soldat zur Aufwartung überwiesen wurde. Gegen meinen Husten gab er mir ein erleichterndes Medikament und liess mich am folgenden Morgen auf einem Fouragierwagen, warm eingehüllt, nach Thorn fahren. Dort erhielt ich ein gutes Quartier und die Weisung, mich bei General v. Füllgraff zu melden. Der General erschrak sichtlich bei meinem Anblick und liess unverweilt den Oberarzt holen. Der erklärte die Krankheit für durchaus nicht gefährlich. Sie rühre hauptsächlich von jenem Ungeziefer her. Nach Verlauf von vielleicht noch acht Tagen hätte mir das lebensgefährlich werden können. Ich müsste in das Königreich zurückgesandt werden. Auf dem Bureau wurde mir meine rückständige Gage im Betrage von 170 bis 180 Talern in ganz neu geprägten Hamburger Zweidrittelstücken ausgezahlt.

Der Oberstabsarzt gab mir Arznei zum Einreiben. Er riet mir, mich ungesäumt nach Posen zu begeben, da Thorn bald geräumt werden würde, zunächst aber radikale Reinigung, Vertilgung der ganzen Bekleidung, Beschaffung eines warmen Zivilanzuges und neuer Wäsche. Ich erhielt eine Marschroute für mich und einen Aufwärter über Gnesen nach Posen. Mein Geldvorrat erlaubte es mir, ein Fuhrwerk nach Gnesen zu mieten. Dort quartierte ich mich selbst ein, und zwar in ein Wirtshaus unteren Ranges. Ein glücklicher Stern hatte mich gerade hierher geführt. Eine freundliche, schon alternde Wirtin nahm mich wohlwollend auf. Ich übergab ihr sofort

<sup>1)</sup> Einmal wurde unser Schlitten absichtlich umgeworfen. Während wir im Graben lagen, jagten unter lautem Hohngeächter die Bauern mit dem schnell wieder aufgerichteten Schlitten ihrer Heimat zu.



vertrauensvoll mein ganzes Geld. Nachdem ich ihr meinen Zustand geschildert, übernahm sie willig die Besorgungen. Schneider und Schuster wurden aufgeboten, Tuch gekauft, Barbier und Haarkünstler herbeigeholt. Im Bade liess ich mich vom Burschen einseifen, reiben, bürsten. Dann legte ich mich, bloß mit einem mir von der Wirtin geliehenen Hemde bekleidet, ins Bett, welches ich bis zu dem Morgen meiner Abreise nicht wieder verliess. Ich schweige von meinem Wohlbehagen, von Gefühlen, wie ich sie kaum je wieder empfunden. Ich war selig in der Gegenwart, selig in der nahen Zukunft, wo ich die Heimat, meine liebe Mutter, alle die Meinen begrüßen sollte. Noch vor wenigen Tagen am Rande des Verderbens; jetzt schwelgend in köstlichen Zukunftsträumen!

Ich musste noch zwei Tage in Gnesen verweilen, bis alles, was ich nötig hatte, bereit war. Am Abend des zweiten Tages brachte mir meine Wirtin Kleider, Wäsche, Stiefel und eine Pelzmütze für meinen fast kahl geschorenen Kopf.

Vor meiner Abreise am folgenden Morgen nahm ich noch ein zweites Bad und legte meine neuen Kleider an. Ich fühlte mich wie neugeboren, mein Husten war auf dem Abzuge, mein Unterleib völlig hergestellt. Dann legte meine Wirtin Rechnung ab. Sie hatte gesorgt und gefeilscht, als ob ich ihr eigener Sohn gewesen. Die verausgabte Summe war weit, sehr weit unter meiner Befürchtung. Gott segne die rechtschaffene Frau ob ihrer Guttat an mir!

Ich hatte wieder ein Fuhrwerk bestellt, aber die Truppendurchzüge hatten alle Pferde absorbiert, so dass meine Wirtin nur einen Ochsenwagen aufzutreiben vermocht hatte. Am späten Abend traf ich in Posen ein. Dort wurde mir ein sehr elegantes Quartier in einem vornehmen Hause zuteil; aber es kümmerte sich niemand um mich, weshalb ich gleich am folgenden Morgen eine reich ausgestattete Restauration aufsuchte, in welcher ich gewissermassen mein Hauptquartier aufschlug. Dort ass und trank ich alles durcheinander, wobei ich, sonderbar genug, weniger nach Fleischspeisen als nach ganz abnormen Genüssen, nach Neunaugen, Austern, Sardellen, vor allem aber nach Backwerk Verlangen trug, so dass unser Oberarzt, der mich eines Morgens daselbst beobachtete, mich ernstlich warnte. Doch der Ungarwein, dem ich zusprach, machte alles wieder gut, und ich befand mich vortrefflich.

Nach vielfachen Erkundigungen fand ich endlich meinen lieben Bruder wieder. Er jubelte über mein gesundes, frisches Aussehen, gleich wie ich mich seiner und Martini's wiederkehrender Kräfte erfreute. Er eröffnete mir, dass er zwar als vollkommen felddienstfähig erkannt worden, dennoch die Ordre erhalten habe, nach Kassel zurückzukehren, weil eine Überzahl von

Adjutant-Majors vorhanden sei, und er im Rufe eines vorzüglich guten Exerziermeisters stehe, derer man im Lande bei der Errichtung neuer Regimenter notwendig bedürfe. Martini hingegen war bereits bei den dortbleibenden Feldtruppen eingetreten. Ich sah ihn erst zu Anfang des Jahres 1815 wieder, nachdem er, aus Küstrin zurückgekehrt, eine Anstellung in unserm Braunschweigischen Dienste angenommen hatte. Er ist mir bis zu seinem frühen Tode ein lieber Freund geblieben.

Mein Bruder hatte Marschroute bis Kassel für den nächstfolgenden Tag erhalten. Ich selbst konnte meine Rückfahrt durch einen glücklichen Zufall bequemer und schneller zurücklegen. Hauptmann Fritsch hatte nämlich seine Ernennung zum Oberstleutnant und zugleich den Befehl erhalten, behufs Errichtung des 2. Regiments von Grund auf, sofort nach Kassel zurückzukehren. Es war ihm Fuhrwerk zugestanden, so dass er auf der Etappenstrasse täglich zwei bis drei Etappen zurücklegen und nachts ruhen konnte. Er machte mir das Anerbieten, mit ihm die Rückreise zu machen. Ich nahm es mit Freuden an. Fort ging es in die Heimat!! Ich habe keine Notiz über das Datum unserer Abreise von Posen; der 5. Februar aber war der glückliche Tag der Heimkehr. Acht Tage später kam auch Bruder Fritz; und unsere treue Mutter, Grossmutter und Onkel Schönhut genossen mit vollen Zügen das Glück, die beiden einzigen Söhne gesund und unverletzt wieder in ihre Arme zu schliessen. Der Gott der Gnade hatte uns bewahrt!

---

**Beilage 1.**

**Gliederung und Verteilung der zum Feldzuge 1812 verwendeten  
Truppenteile der Westfälischen Armee.**

VIII. Armeekorps.

Divisions-General Graf Vandamme, *Lieutenant du Roi*.

Adjutant Oberst Revest, Chef des Generalstabes.

23. Division.

Divisions-General Tharreau.

Oberst Humbert, Chef des Generalstabes.

1. Brigade.

Brigade-General Damas.	Bataillons
2. Linien-Infanterie-Regiment . . . . .	3
6. Linien-Infanterie-Regiment . . . . .	2
3. Bataillon leichter Infanterie . . . . .	1

2. Brigade.

Brigade-General Graf Wickenberg alias v. Zurwesten.

3. Linien-Infanterie-Regiment . . . . .	2
7. Linien-Infanterie-Regiment . . . . .	3
2. Bataillon leichter Infanterie . . . . .	1

24. Division.

Divisions-General v. Ochs.

Oberst v. Borstel, Chef des Generalstabes.

1. Brigade.

Brigade-General Graf Wellingerode.

Grenadier-Garde . . . . .	1
Chasseur-Garde . . . . .	1
Jäger-Karabiniers . . . . .	1
5. Linien-Infanterie-Regiment . . . . .	2
1. Bataillon leichter Infanterie . . . . .	1

2. Brigade<sup>1)</sup>.

Brigade-General Danloupverdun.

1. Linien-Infanterie-Regiment <sup>2)</sup> . . . . .	2
4. Linien-Infanterie-Regiment <sup>3)</sup> . . . . .	2
8. Linien-Infanterie-Regiment <sup>4)</sup> . . . . .	2

**Total 24**

<sup>1)</sup> Vorläufig nicht zur Stelle.  
im Dezember bei Wilna zur retirierenden Armee.

<sup>2)</sup> Stand in Danzig, kam zum X. Korps.

<sup>3)</sup> Kam erst

<sup>4)</sup> Blieb bis Oktober in Ostpreussen.

### Die Artillerie.

Divisions-General Alix.

Das Artillerie-Regiment, Oberst v. Pfuhl.	Kanonen	Haubitzen
Reitende Batterie der Garde . . . . .	6	2
Reitende Batterie der Linie . . . . .	6	2
Zwei Fuss-Batterien der Linie . . . . .	12	4
Dazu pro Infanterie-Regiment 2 Regiments-Geschütze	16	—
Total	40	8

### Die Kavallerie.

Garde-Brigade. Brigade-General Wolff.	Escadrons
Garde du Korps <sup>1)</sup> . . . . .	1
Garde Cheveauxlegers-Regiment . . . . .	4
Kürassier-Brigade. Brigade-General v. Lepel <sup>2)</sup> .	
1. Kürassier-Regiment . . . . .	4
2. Kürassier-Regiment . . . . .	4
Leichte Reiter-Brigade. Brigade-General v. Hammerstein.	
1. Husaren-Regiment . . . . .	4
2. Husaren-Regiment . . . . .	4
Total	21

### Das Genie-Korps. Oberst Ulliac.

Pontoniers, Pioniers und Sappeurs mit den nötigen Brücken-Equipagen.  
4 Kompagnieen Train.

### Die Feld-Gendarmerie. Oberstleutnant v. Kalm.

Das Armee-Korps zählte beim Ausmarsche etwa 24 000 Kombattanten.

In Spanien befanden sich 1812 das 1. Cheveauxlegers-Regiment und ein Bataillon leichter Infanterie.

Im Königreiche waren die Depots mit etwa 5 000 Kombattanten, so dass das Total der ganzen Westfälischen Armee zu Anfang des Jahres 1812 sich auf etwa 30 000 Mann stellen mag.

<sup>1)</sup> Kehrte mit dem Könige nach Kassel zurück.  
terie-Korps Latour Maubourg.

<sup>2)</sup> Trat an der Weichsel zum Kaval-

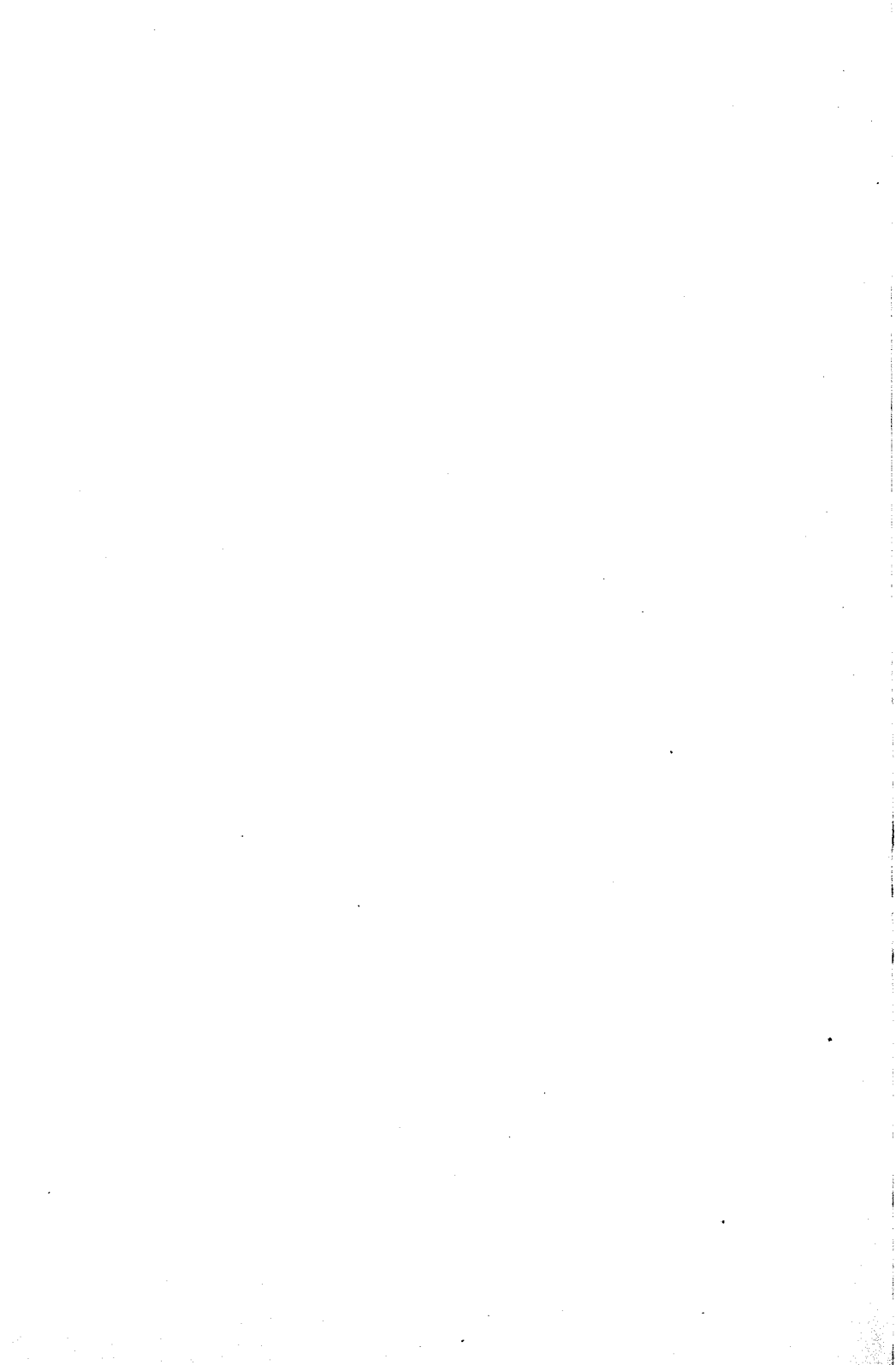
**Beilage 2.**

**Namensverzeichnis der in Westfälische Dienste getretenen  
Alt-Braunschweigischen Offiziere, welche an dem Feldzuge von  
1812 teilgenommen haben.**

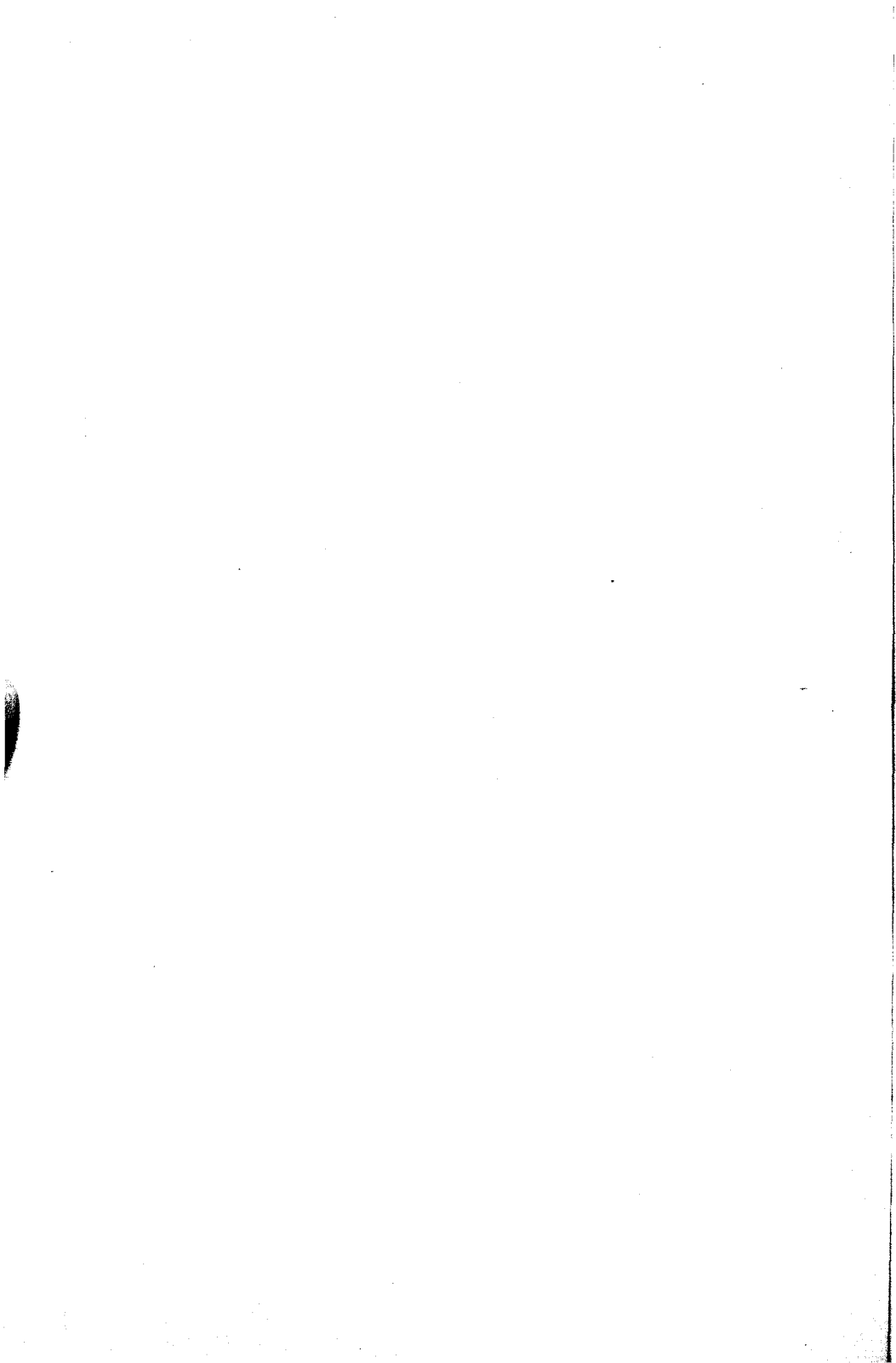
(Möglich, dass ich den einen oder den andern vergessen habe.)

Charge	Name	Zurück- gekehrt	Beim Rück- zuge ge- storben	Regiment p. p.
Oberstlt.	v. Cramm <sup>1)</sup>	Ja		1. Kürassier-Regiment
Hauptm.	v. Legat		Ja	1. Infanterie-Regiment
„	v. Koch <sup>2)</sup>	Ja		2. Infanterie-Regiment
„	v. Liebhaber		Ja	Aide de Camp
„	Wittich <sup>3)</sup>	Ja		6. Infanterie-Regiment
„	v. Holstein <sup>4)</sup>	Ja		? Infanterie-Regiment
„	Langheld	Ja		6. Infanterie-Regiment
„	Ebeling <sup>5)</sup>	Ja		1. Infanterie-Regiment
„	Morgenstern I <sup>6)</sup>	Ja		6. Inf.-Rgt. Adjutant-Major
„	v. Praun <sup>7)</sup>	Ja		? Inf.-Rgt. Adjutant-Major
„	Metzner <sup>8)</sup>	Ja		Chasseurs carabiniers
„	v. Griesheim		Ja	Chasseur-Garde
„	Bucher		Ja	2. leichtes Bataillon
„	v. Dachenhausen		Ja	? Infanterie-Regiment
„	v. Specht <sup>9)</sup>	Ja		8. Infanterie-Regiment
„	Kuntzen		Ja	? Infanterie-Regiment
„	Culemann		Ja	Genie-Korps
„	v. Münchhausen <sup>10)</sup>	Ja		Grenadier-Garde.

<sup>1)</sup> Hundert Jahre Braunschw. Hus. I, 335. <sup>2)</sup> Kortzfleisch II, 431 Nr 105. <sup>3)</sup> Kortz-  
fleisch II, 449. <sup>4)</sup> Kortzfleisch II, 429. <sup>5)</sup> Kortzfleisch II, 422. <sup>6)</sup> Kortz-  
fleisch II, 435 Nr 129. <sup>7)</sup> Kortzfleisch II, 438 Nr 146. <sup>8)</sup> Kortzfleisch II, 434.  
<sup>9)</sup> Kortzfleisch II, 445 Nr 185. <sup>10)</sup> Kortzfleisch II, 436 Nr 132.



1813.





Nach meiner Rückkehr aus Russland erhielt ich in Kassel die 2. Grenadier-Kompagnie des 2. Bataillons meines wiederum ganz neu formierten Regiments. Eine schwere Krankheit befiel mich. Kaum hatte ich diese im Hause meiner Mutter zu Braunschweig überwunden, als ich zu neuer kriegerischer Tätigkeit berufen wurde. Im Juni 1813 trat ich an der Spitze meiner schönen Grenadier-Kompagnie den Marsch zum Feldzuge in Sachsen an. Kurz vor dem Waffenstillstande traf das Regiment in Torgau ein, zu dessen Besatzung es bestimmt war. Im September begleitete es einen grossen Artillerie- und Munitions-Park nach Dresden und verharnte dort bis zur Kapitulation dieser Festung am 11. November 1813. So war dieses letzte Jahr meiner militärischen Laufbahn im Dienste des Königs von Westfalen arm an kriegerischen Ereignissen<sup>1)</sup>. Eine echt deutsch-patriotische Anschauung aus dem Gesichtspunkte der vollendeten Tatsachen mag mich vielleicht glücklich preisen, dass ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen mir den brudermörderischen Kampf gegen die Befreier des gemeinsamen deutschen Vaterlandes erspart hat. Unser damaliges Empfinden — ich darf solches von der grossen Mehrzahl der Offiziere unseres Regiments dreist behaupten — entsprach keineswegs einer solchen Auffassung. Erst unter anfangs sieglosen, blutigen Kämpfen hatte ein einziger grosser deutscher Volksstamm den Impuls gegeben, die unerträglich lastenden Fesseln der Fremdherrschaft abzuwerfen. Im fernerer Verlaufe des wechselnden Kriegsglücks war der Zeitpunkt immer noch nicht erschienen, es vergessen zu machen, dass Uneinigkeit seit Jahrhunderten geherrscht und neuerdings zur Fremdherrschaft geführt hatte. Noch war die Nachwirkung der in den Napoleonischen Kriegen uns zur andern Natur gewordenen Ideenrichtung auf Kampf und Sieg zu mächtig, um, auch abgesehen von Fahneneid und Soldatenehre, unsern in Misstrauen und Zweifelsucht verstrickten, von Tatendurst und Ruhmesglanz<sup>2)</sup> umschleierten Sinn in entgegengesetzte Bahnen zu lenken. Selbst die Kriege von 1814 und 1815 haben doch auch nur erst eine schwache Aussicht eröffnet, dass nach Jahrhunderten die beste Form der festen Einigung vielleicht erfunden werden möchte. Was aber den Fahneneid und die Soldatenehre anbetrifft, so verurteilten wir alle auf das schärfste die Desertion unserer beiden Husaren-Regimenter. Oberst v. Hammerstein II und Major Pentz waren mit

<sup>1)</sup> Morgensterns Erlebnisse 1813 fallen gegen 1809 und 1812 so sehr ab, dass der Herausgeber geglaubt hat, von ihnen nur Bruchstücke in diesem Zusammenhange veröffentlichen zu sollen.

<sup>2)</sup> Gerade damals schien M. noch enger an die Person des Kaisers Napoleon gefesselt werden zu sollen. Seine Kompagnie sollte ein Bestandteil der Kaisergarde werden, und er wurde Ritter der Ehrenlegion.

den ihrem Kommando anvertrauten Regimentern von Reichenberg an der Böhmischen Grenze desertiert und zu den Österreichern übergelaufen. Welche Mittel sie angewandt haben, um 500 Männer zu einer so schmachvollen Felonie mit sich fortzureissen, ist mir unbekannt geblieben. Niemals auch hat es mir einleuchten wollen, dass man in Österreich keinen Anstand genommen hat, solche Überläufer in Ehren und Würden zu belassen. Hatten diese Offiziere sich etwa auf das Beispiel Yorks stützen zu dürfen geglaubt? Der hatte doch Leben und Ehre eingesetzt, um seinem Könige die Möglichkeit zu eröffnen, von einer verhassten Bundesgenossenschaft loszukommen. Sie aber benutzten pfiffig ihre günstige isolierte Position, um ohne einen Schatten von Gefahr ihre verführten und überraschten Untergebenen auf Schleichwegen in das österreichische Lager hinüber zu schmuggeln. Ich fühle mich keineswegs berufen, mit allen denen zu rechten, welche, erregt durch die patriotische Erhebung eines grossen, deutschen Volksstammes, entflammt in tiefster Seele von dem Wunsche, das fremde Joch abschütteln zu helfen, für ihre Person Verpflichtungen von sich warfen, deren sie sich im Drange des Kriegsgetümmels vielleicht nicht auf dem geraden Wege der Verabschiedung entledigen konnten. Mochte das ein jeder mit seinem eigenen Gewissen auskämpfen. Aber mit anderen komplottieren, sie zum Treubruche verleiten, oder wohl gar ganze Regimenter in die Falle zu locken, das ist feige, nackte Felonie, schwarzer, jedem militärischen und sittlichen Prinzipie Hohn sprechender Verrat!

Die Desertion einzelner Soldaten erreichte indessen auch bei unserem Regimente im Oktober, namentlich nach der Schlacht bei Leipzig, einen bedenklichen Grad. Als dann der Marschall St. Cyr in Folge dessen den unsinnigen und verhängnisvollen Schritt tat, das Regiment seiner Waffen zu berauben, da glaubte auch ich, keine Pflichtverletzung mehr zu begehen, wenn ich mich entschlossen hätte, davon zu laufen. Nicht ich hatte mich von der Fahne losgesagt. Diese vielmehr war uns ohne Wissen und Zustimmung unseres Königs und Kriegsherrn durch schmachvolle Überlistung entwunden. Zu sofortigem Übertritt in die Reihen der bisherigen Feinde hielt ich mich dennoch nicht für berechtigt, und weil ich glaubte, dem nicht widerstehen zu können, blieb ich beim Regimente.

Dresden kapitulierte am 11. November 1813. Nach Inhalt der Kapitulation war den Rheinbundstruppen Entlassung in ihre Heimat zugesichert worden. Behufs offizieller Bekanntmachung wurden am 12. November die Offiziere der Brigade in die Wohnung des Brigade-Kommandeurs, des französischen Generals Bernard, beschieden. Dieser Franzose hatte die Frechheit, den Offizieren zuzumuten, ihm nach Frankreich zu folgen und dort die

Wiederherstellung des Königreichs Westfalen abzuwarten. Keiner natürlich ging darauf ein. Da aber entlud sich der lange verhaltene Ingrimm des Franzosen zu rücksichtslosen Schmähungen. Immer höher steigerte sich die Leidenschaftlichkeit dieses Mannes, bis er endlich erschöpft, fast atemlos, in schmerzlichen Ausrufungen endete und der Regiments-Kommandeur, Oberst Picôt, uns Offizieren einen Wink gab, uns zu entfernen.

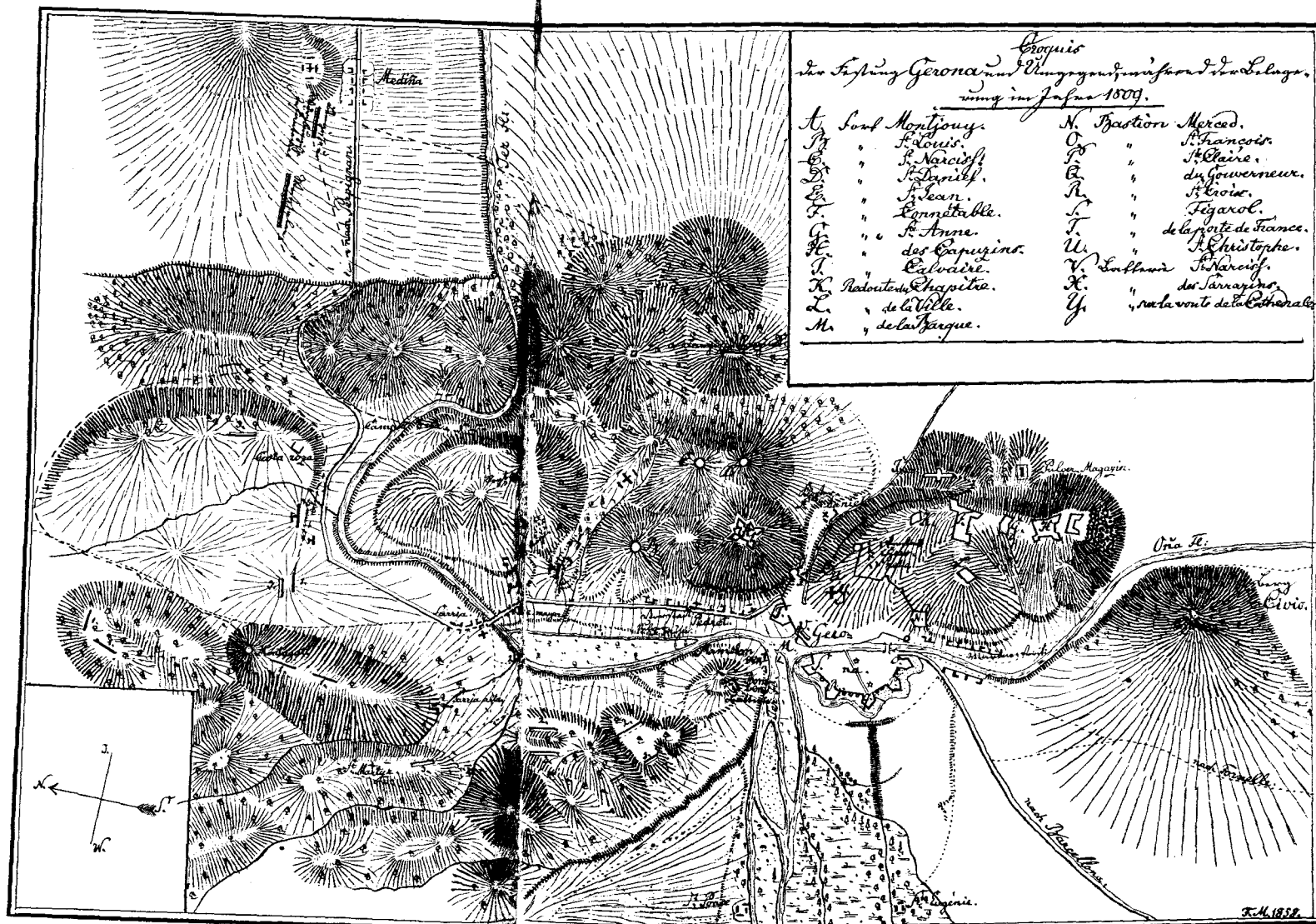
Der kameradschaftliche Zusammenhalt des Offizierkorps war leider nicht mehr so fest, um ein völlig gemeinsames Handeln gegenüber solcher empörenden Kränkung zu Stande zu bringen. Nur die Kapitäns v. Meibom, v. Falkenberg, Bride, der Adjutant-Major Stiehle und die Leutnants v. Specht und Illing vereinigten sich mit mir, den General zu zwingen, die Beleidigung zurückzunehmen. Im Weigerungsfalle sollte um das Pistolenduell mit ihm gelost werden. Ich war als Sprecher auserwählt und entledigte mich mit grosser Ruhe dieser Aufgabe. Trotzdem erging sich der General von neuem mit ungezählter Heftigkeit in einem endlosen Wortschwallde. Hauptmann v. Falkenberg konnte sich zuletzt nicht mehr halten. Aus dem Kreise vortretend, rief er: «Was sollen wir uns noch länger von dem französischen Geschwätz an der Nase herumführen lassen!» Kaum hatte aber Bernard diesen Ausspruch vernommen, als er uns entgegennonnte: «*Que veut-il, ce Monsieur de Falkenberg, veut il se battre avec moi? allons donc, j'y suis!*», und mit einem Satze sprang der behende Franzose auf einen an der Wand stehenden Tisch, riss ein paar hochhängende Pistolen herunter, und herabspringend, drängte er dem Hauptmanne eine Pistole in die Hand. Da ergriff ich, die Gefahr eines schlimmen Ausganges erkennend, falls das Rencontre im Zimmer des Generals gegen alle Regeln zu Stande kam, schnell das Wort und sagte laut aber ruhig in deutscher Sprache: «Die Ehre, sich mit Ihnen, Herr General, zu schiessen, haben wir demjenigen vorbehalten, für den sich das Los entscheidet.» Diese Worte machten einen entschieden günstigen Eindruck. Inzwischen erschien nun auch unser braver Regiments-Kommandeur, Oberst Picôt. Er fasste seinen Landsmann sanft am Arme und zog ihn in ein Nebenzimmer. Nach nicht gar langer Zeit traten Beide wieder herein. Mit voller Ruhe eröffnete uns nun der General Bernard, sein Freund, unser würdiger Oberst, habe uns das Zeugnis der vollkommensten Ehrenhaftigkeit und Diensttreue gegeben, er nehme keinen Anstand, diese Erklärung uns gegenüber als die seinige anzuerkennen. Um so mehr habe er zu bedauern, dass er wahrscheinlich für immer von uns scheiden müsse.

Das war unser Abschied aus dem Dienste des Königs von Westfalen. Ungesäumt kehrte ich nach Braunschweig zurück. Schon am 25. November erhielt ich meine Wiederanstellung als Braunschweiger Offizier.

---

# Inhalt.

	Seite
I. Vorwort des Herausgebers . . . . .	1— 6
<b>Kriegserinnerungen</b> <b>des Obersten Franz Morgenstern</b>	
II. 1809 in Spanien . . . . .	7— 47
Beilage 1. Die 1809 in Katalonien verstorbenen Offiziere der Westfälischen Division . . . . .	47— 48
Beilage 2. Alt-Braunschweigische Offiziere bei der Westfälischen Division in Katalonien 1809 . . . . .	49— 50
III. 1812 in Russland.	
1. Der Marsch nach Russland . . . . .	53— 56
2. Der Feldzug in Russland bis zur Schlacht von Borodino . . . . .	56— 66
3. Die Schlacht von Moshaisk — an der Mosqwa — Borodino am 7. September . . . . .	66— 76
4. Das Nahen des Verhängnisses . . . . .	76— 90
5. Der Rückzug bis Krasnoie . . . . .	90— 97
6. Das Treffen von Krasnoie am 15. November . . . . .	98— 99
7. Der fernere Rückzug und die Auflösung . . . . .	99— 120
Beilage 1. Gliederung der Westfälischen Armee im Feldzuge 1812 . . . . .	121— 122
Beilage 2. Alt-Braunschweigische Offiziere in Westfälischem Dienste im Feldzuge 1812 . . . . .	123
IV. 1813 . . . . .	125— 129



*Choquis*  
*des Espagnols Gerona*  
*du 1er au 18 Juin 1809.*

N.	Saint Montgouye.	N.	Bastion Merced.
P.	S. Louis.	O.	S. Francois.
G.	S. Narcisse.	P.	S. Claire.
L.	S. Pierre.	B.	du Gouverneur.
E.	S. Jean.	R.	S. Croix.
F.	Capitaine.	T.	Figarol.
H.	S. Anne.	J.	de la porte de France.
I.	des Capucins.	U.	S. Christophe.
K.	Calvaire.	V.	S. Laurent.
L.	Radouten Chapelle.	X.	S. Narcisse.
M.	de la Ville.	Y.	de la Vierge.
N.	de la Banque.		

0 1000 2000 3000 Pys.

J. H. 1852.

